Eine Emanzipirte.

Nach dem Französischen

des

Paul de Kock

von

St. Friedrich.

Dritter Band.

Leipzig, 1850.
Literarisches Museum.

Am folgenden Abend halb sechs Uhr war ich an dem mit Rosa verabredeten Zusammenkunftsorte und nach wenigen Augenblicken sah ich meine neue Eroberung ankommen.

Diesmal hatte Röschen ihren Anzug verändert. Sie trug ein grünes Kleid, einen ziemlich eleganten Shawl und einen schwarzen Sammthut mit einem Tüllschleier. Ihre ganze Toilette war einfach aber geschmackvoll.

Ich bot ihr meinen Arm, den sie lächelnd annahm; wir stiegen in einen Wagen und ich begann unterwegs das Gespräch mit einem Kusse', gegen den sie sich durchaus nicht sträubte.

— Wohin fahren wir? fragte sie mich dann.

— Zu einem Restaurateur am Bahnhofe der Orleanseisenbahn. Sie haben doch keine Eile?

— Nein, wenn ich nur um elf Uhr wieder zu Haus bin.

— Dann haben wir viel Zeit vor uns. Apropos, wo wohnen Sie?

— Im Faubourg Saint-Denis, an der Ecke der Straße Chabrol.

— Wie? so weit müssen Sie jeden Abend gehen, wenn Sie aus Ihrem Geschäft kommen? Fürchten Sie sich denn nicht?

— Warum sollte ich mich fürchten? . . . Ueberdies habe ich stets eine Eskorte, denn ich werde jeden Abend von Herren begleitet, die mich unter ihren Schutz nehmen. Aber sagen Sie mir doch, wer war die Dame, welche gestern Abend zu Ihnen kam, während wir tanzten?

— Es war eine meiner Freundinnen . . .

— Ja, ja, Ihre Geliebte wahrscheinlich.

— Nein, gewiß nicht. Wenn dies der Fall wäre, so hätte ich keinen Grund es Ihnen zu verhehlen. Sie war nur eine Freundin von mir, nichts weiter.

— Wirklich? Nun, das freut mich.

Wir kamen bei dem Restaurateur an, und ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich meine Eroberung in ein Privatkabinet führte, nnd daß ich zuerst den Kellner fortschickte, indem ich ihm sagte, ich würde schellen, wenn wir speisen wollten.

So befanden wir uns bald allein und

ich konnte mich nun ungestört mit meiner schönen Grisette unterhalten, welche diese Unterhaltung erwartet hatte und sich ihr bereitwillig hingab. Ich war ganz entzückt von meinem Röschen und pries im Stillen die Mädchen, welche sich nicht lange zieren, ehe sie gewähren, was sie uns nie haben verweigern wollen.

Ich rief nun den Kellner und bestellte unser Souper, denn wir hatten Beide starken Appetit. Ich war so vertraut mit Röschen, als hätten wir uns schon seit sechs Monaten gekannt. Sie aß und trank tüchtig, die Austern, das Gemüse, das Beefsteak, der Fisch, der Braten und das Dessert, Alles verschwand wie durch Zauberei von ihrem Teller und das letzte Gericht schmeckte ihr eben so vortrefflich als das erste. Kurz, sie war das Muster einer vollkommenen Grisette.

Nachdem wir dem Chablis und dem Madeira tüchtig zugesprochen hatten, ließ ich Champagner kommen, den Röschen ganz besonders liebte, wie sie mir aufrichtig gestanden hatte. Lachend leerte sie das erste Glas, indem sie sagte: Du mußt wissen, daß ich nie betrunken werde! . . . Doch ich trinke wirklich zu viel, rief sie dann, am

Ende werde ich doch ein wenig berauscht. Was würdest Du von mir denken, wenn ich mich berauschte? . . . Du wärest im Stande, mich nicht mehr zu lieben, und das würde mir sehr schmerzlich sein!

Aber ich umarmte und küßte sie, ich stieß mit ihr an und ihre Besorgnisse machten einer ausgelassenen Heiterkeit Platz.

Beim Essen hatte sie mir schon ihre Familienverhältnisse erzählt, die ich daher so genau kannte, als wären wir Verwandte. Röschen war eine Waise, aber ihre sieben Tanten vertraten die Stelle der Eltern. Jede von diesen Tanten wollte sie verheirathen und hatten eine Partie für sie, ungerechnet die verschiedenen jungen Männer, welche ihr noch außerdem „in reeller Absicht" den Hof machten.

— Du glaubst es mir vielleicht nicht? rief sie aus; aber Du sollst sehen, daß ich immer kleine Briefchen von meinen Anbetern bei mir habe, und ich will sie Dir lesen lassen . . . Du wirst darüber lachen.

Zu gleicher Zeit leerte sie ihre Taschen und brachte eine Anzahl Briefchen von ihren Anbetern hervor, die ich durchaus alle lesen sollte! Nachdem ich ihr zu Liebe einige davon flüchtig durchgesehen und mich an den

den schmachtenden Liebesbetheuerungen und Schwüren ergötzt hatte, gab ich sie ihr lachend zurück.

Inzwischen kam die Stunde heran, wo wir an den Rückweg denken mußten. Die Zeit war uns rasch vergangen, und dies ist gewiß das beste Lob für unsre Unterhaltung.

Ich ließ einen Wagen holen und stieg mit Röschen ein.

— Ich will Dich nach Deiner Wohnung in Faubourg Saint-Denis begleiten, sagte ich zu ihr.

Sie schien zu überlegen.

— Willst Du nicht nach Haus?

— Wohin denn? . . . ich weiß nur noch nicht, ob ich bei einer andren Tante schlafen soll . . . denn ich habe die Wahl.

— Ah, das ist bequem! Wenn Du also einmal bei Deinem Geliebten die Nacht zubringen willst, so sagst Du zu jeder von Deinen Tanten, daß Du bei einer andren geschlafen hast? O glückliche Nichte! ich habe schon viele Nichten gekannt, aber noch keine, die sich in einer so angenehmen Stellung befunden hätte, als Du.

— Du irrst Dich, mein Lieber, denn Du mußt wissen, daß meine Tanten sehr oft zusammenkommen; wenn ich also eine

solche Lüge machen wollte, würden sie es bald erfahren und dann hätte ich eben nichts Angenehmes zu erwarten. Aber wann sehe ich Dich wieder?

— Wann Du willst.

— Also Donnerstag Nachmittag um zwei Uhr will ich Dich besuchen. Werde ich Dich zu Haus finden?

— Ganz bestimmt.

— Und Du sorgst dafür, daß Deine Freundin uns nicht wieder stört, sonst könnte es eine Scene geben, denn ich bin sehr eifersüchtig ... Aber Du liebst mich, nicht wahr? ... Ach, ich weiß gar nicht mehr was ich spreche, ich bin ganz berauscht!

Ich beruhigte Röschen und fuhr mit ihr nach dem Foubourg Saint-Denis, wo sie diese Nacht zu bleiben beschlossen hatte.

Eine Scene.

Ich kannte meine hübsche Grisette seit einem Monate und noch hatte ich keinen Grund gehabt, es zu bereuen. Ich hatte allerdings bemerkt, daß sie mir nicht immer die volle Wahrheit sagte; aber so streng darf es ein Mann mit der Geliebten nicht nehmen und überdies hatte mir Röschen selbst gestanden, daß ihr das Lügen zur Gewohnheit geworden sei. Es schien mir daher, daß ich kein Recht hatte, ihr Vorwürfe zu machen, wenn sie mir eine Unwahrheit sagte, denn sie hätte mir antworten können: Ich habe es Dir vorher gesagt.

Ich speiste oft mit Röschen bei einem Restaurateur, und außerdem besuchte sie mich wöchentlich ein paar Mal in meiner Wohnung. War ich abwesend, so ging sie demohngeachtet in mein Zimmer, denn ich hatte Pomponne gesagt, daß sie freien Zutritt bei mir habe. Dies bemerkte ich aber jedesmal auf den ersten Blick, wenn ich nach Haus kam; sie durchstöberte Alles: meine Papiere, meine Bücher, meine Schubkästen und selbst die Möbel ließ sie nicht immer an ihrem Platze.

Friederiken hatte ich seit dem Tage, an

welchem sie Röschen bei mir traf, nicht wiedergesehen; ich war mehrere Male nach ihrer Wohnung gegangen, ohne sie anzutreffen und bei mir hatte sie sich nicht ein einziges Mal sehen lassen. Sollte ihre Freundschaft wirklich auf meine Liebe zu einer Grisette eifersüchtig sein? Das wäre lächerlich, die Freundschaft soll ja im Gegentheil mit unsern Schwächen Nachsicht haben.

Ich konnte mir Friederikens Benehmen nicht erklären, aber ich muß gestehen, daß es mich betrübte. Sie fehlte mir überall, denn Röschen gewährte mir nur eine vorübergehende Zerstreuung, während ich in der Unterhaltung mit Friederiken einen ernsteren und dauernderen Genuß fand.

Eines Tages endlich, als ich auch wieder in meine schwermüthigen Gedanken vertieft auf dem Divan saß, trat Madame Dauberny plötzlich in mein Zimmer. Meine Freude über diesen Besuch war unbeschreiblich; ich eilte ihr entgegen und ergriff ihre Hände, indem ich ausrief: Endlich sehe ich Sie einmal wieder! ich glaubte schon, Sie hätten mich ganz vergessen!

— Sie freuen Sich also, daß Sie mich wiedersehen? entgegnete sie, indem sie mich lächelnd anblickte.

— Wie können Sie so fragen, liebe Friederike! . . . ich bin mehrere Male in Ihrer Wohnung gewesen . . .

— Ich habe es gehört.

— Aber Sie waren nie zugegen. Wie kommt das?

— Ich gehe sehr oft aus, es ist wahr . . .

— Sind Sie unwohl gewesen? ich finde Sie ein wenig bleich . . .

— Ich bin noch nie roth gewesen . . . aber da Sie immer frische und rosige Gesichter bei Sich sehen, so fällt Ihnen der Unterschied auf.

— Ich versichere Ihnen, Friederike, daß ich kein Gesicht mit so großem Vergnügen ansehe, als das Ihrige.

— Ist das wahr? fragte sie in einem Tone, der gewiß aus dem Herzen kam. Ich ließ sie neben mich sitzen und während sie sich im Zimmer umblickte, flüsterte sie leise: Sie sind also allein und ich störe Sie in diesem Augenblicke nicht?

— Ich versichere Ihnen wiederholt, daß Sie mich nie stören.

— N i e? . . . Das ist wohl zuviel gesagt. Wenn s i e nun hier gewesen wäre?

— Wer denn?

— Sie wissen es längst wen ich meine,

Ihr Röschen. Ich sage Ihr Röschen, denn seit dem Tage, an welchem ich sie hier fand, ist sie gewiß die Ihrige geworden.

— Nennen Sie sie wie Sie wollen, aber ich sehe mit schmerzlichem Erstaunen, daß mein Verhältniß mit dieser Grisette Ihnen mißfällt. Ich kann den Grund davon nicht einsehen, denn ich halte Sie für zu verständig, um zu fürchten, daß ein flüchtiges Liebesverhältniß meine wahre Freundschaft zu Ihnen beeinträchtigen könnte.

— Sie irren Sich, rief Friederike, indem sie das Gesicht von mir abwendete; Ihr Verhältniß mit dieser Grisette mißfällt mir durchaus nicht ... im Gegentheil ... es würde mir nur um so mehr Vergnügen machen, wenn Sie fünf oder sechs solcher Bekanntschaften zu gleicher Zeit hätten ...

In diesem Augenblicke hörte ich Pomponne's Stimme im Vorzimmer zu Jemanden sagen: Sie können nicht eintreten ... Herr Rochebrun hat Besuch ...

— Was kümmert mich sein Besuch? versetzte eine andre Stimme, ich muß mit ihm sprechen.

Unmittelbar darauf wurde die Thür geöffnet und Mamsell Rosa trat ein. Friederike erschrak ein wenig, aber sie blieb sitzen.

Obgleich es mir unangenehm war, daß Röschen in diesem Augenblicke kam, so hatte ich doch keinen Grund, ihr dies merken zu lassen und ich empfing sie daher mit gewohnter Freundlichkeit. Aber meine schöne Grisette machte ein zorniges Gesicht und rief aus, indem sie sich von mir entfernte: Lassen Sie Sich nicht stören ... Sie scheinen Sich bei Madame ganz wohl zu befinden ... zwar tanzten Sie nicht Polka, aber es läßt sich denken, daß Sie in einer weit interessanteren Unterhaltung begriffen waren!

Ich sah voraus, daß Rosa meiner Freundin noch unschicklichere Dinge sagen würde und dies verdroß mich heftig. Friederike dagegen blieb ganz ruhig und gelassen.

— Ich hoffe, Mademoiselle, rief ich erzürnt, daß es nicht Ihre Absicht ist, eine Dame zu beleidigen, die Sie bei mir finden, und sollte dies der Fall sein, so erkläre ich Ihnen, daß ich es durchaus nicht dulden werde.

— Wirklich? ... Sie meinen also, daß ich die Worte auf die Goldwage legen soll, wenn ich mit den Prinzessinnen spreche, die ich bei Ihnen finde? ... Das fehlt mir noch!

— Rosa! ich bitte Sie, mäßigen Sie Sich!

— Nein, ich will mich nicht mäßigen! ... ich glaube kein Wort von der Freundschaft einer Dame zu einem jungen Manne ... das kennen wir!

— Nehmen Sie Sich in Acht, Mademoiselle!

— Nein, ich will nicht ... ich bin Ihre Geliebte ... und Sie sollen keine anderen außer mir haben! Ich mag nichts wissen weder von alten noch von neuen Bekanntschaften, sonst mögen sie sich vor mir hüten!

Friederike, die sich über Rosas Zorn mehr ergötzte als ärgerte, stand jetzt auf und sagte im freundlichsten Tone zu ihr: Ich weiß sehr gut, Mademoiselle, daß Sie die Geliebte des Herrn Rochebrun sind, aber ich versichere Ihnen, daß Sie durchaus keinen Grund haben, eifersüchtig auf mich zu sein, denn ich bin niemals seine Geliebte gewesen. Ich verdiene daher Ihren Zorn nicht, und um es Ihnen zu beweisen, will ich mich sogleich entfernen, was ich gewiß nicht thun würde, wenn Herr Rochebrun mein Geliebter wäre. Also beruhigen Sie Sich und versöhnen Sie Sich mit ihm ... es thut mir aufrichtig leid, die Veranlassung zu die-

ſer Scene geworden zu ſein. Leben Sie wohl, lieber Freund, und ſein Sie überzeugt, daß ich wegen des eben Geſchehenen nicht den mindeſten Groll gegen Sie hege.

Roſettens Tanten.

Friederike hat ſich mit einem ſanften Lächeln entfernt. Ich habe es nicht verſucht ſie zurück zu halten, weil ich ſie nicht neuen Heftigkeiten von Roſettens Seite ausſetzen wollte.

Meine Griſette hat ſich auf den Divan geworfen und ruft: Aber das iſt wahr! ein gutes Kind iſt ſie! Ich wäre gewiß nicht gegangen! Und wenn man auch ein Dutzend Gendarmen gerufen hätte!

Ich gehe in der Stube auf und ab ohne ein Wort zu ſagen; ich bin ärgerlich und unzufrieden. Nach fünf Minuten ruft Roſette: Na, werden Sie nicht aufhören, den Bär von Bern in ihrer eignen Stube zu ſpielen, mein Herr? Hätten Sie nicht ſchon zehnmal mich um Verzeihung bitten ſollen, für den Streich, den Sie mir geſpielt

haben? Es ist doch schauderhaft, wie Sie mit mir umgehen!

— Mein Fräulein, wenn hier Jemand um Verzeihung zu bitten hat, so wären nur Sie es; denn ohne irgend einen Grund, ohne die geringste Ursache kommen Sie und beleidigen eine durchaus achtbare Dame, eine Person, die durchaus vor Ihrem Verdacht und Ihren Angriffen geschützt sein sollte. Ich habe es Ihnen schon erklärt, daß in meinen Beziehungen zu ihr nichts vorhanden ist, was Ihre Eifersucht rechtfertigt, und dennoch, obgleich sie seit dem Polkatage nicht mehr hier gewesen ist, machen Sie einen solchen Auftritt, sagen Sie ihr die unschicklichsten Dinge. Das ist sehr unrecht von Ihnen und ich bin darüber ernstlich böse.

— Ei! seht doch! Sie sind also böse auf mich! allerliebst! Sie sind ärgerlich, weil ich Sie in einem höchst angenehmen Gespräch überrascht habe. Nun? und was habe ich ihrer zimperlichen Dame denn so Beißendes gesagt? gar nichts! Ja, wenn ich ihr noch die Haare ausgerauft oder das Kleid zerrissen hätte, dann könnten Sie etwas sagen!

— Das fehlte grade noch! Sie glauben wohl, ich hätte es gelitten?!

— Wenn ich Lust dazu gehabt hätte, würden Sie es nicht haben hindern können; ich würde Sie nicht um Erlaubniß dazu gebeten haben.

— Fräulein Rosette, Sie haben einen harten Kopf!

— Es ist möglich, aber man muß sich entweder mit ihm begnügen oder ihn lassen.

Ich erwiedere darauf nichts und setze mein Auf- und Niedergehen fort. Nach einer ziemlich langen Pause springt Fräulein Rosette plötzlich auf und ruft: Ah! das wird langweilig! Guten Abend!

Sie verschwindet und ich höre noch, wie sie alle Thüren heftig zuschlägt.

Sie ist fort und böse fortgegangen. Das ist ihr eigener Schade; ich darf nicht leiden, daß sie ohne Grund Personen beleidigt, die mich besuchen. Wenn ich Fräulein Rosette bei ihrem Charakter so etwas durchgehen ließe, so würde sie bald genug von Worten zu Thaten schreiten. Sie wird sich schon beruhigen und wiederkommen, denn im Grunde halte ich sie nicht für bösartig. Der Zorn heftiger Personen dauert nicht lange. — —

Schon seit einigen Tagen habe ich nichts mehr von meiner Grisette gehört. Ich

gehe zu Friederike, treffe sie diesmal zu Hause und werde mit Freude empfangen.

Ich erwähne Rosetten nicht; aber ich sehe in Friederikens Augen, daß sie brennt zu erfahren, was aus meiner Liebe zu der Grisette geworden ist. Sie kann sich zuletzt nicht mehr halten und frägt: Nun? mein lieber Freund, Sie reden ja gar nicht von Ihrer Liebe. Ich hoffe, daß ich noch Ihre Vertraute bin und mit meinem Benehmen müssen Sie doch ganz zufrieden gewesen sein, als ich das Letztemal bei Ihnen war.

— Ich sprach von Rosette nicht, um Sie nicht an eine Unannehmlichkeit zu erinnern. Sie waren so gut, viel zu gut, doch hat es mich nicht überrascht; ich bitte nur noch für jenes junge Mädchen um Verzeihung, es wußte nicht was es sagte.

— Ich versichere Ihnen, sie hat mich nicht erzürnt, im Gegentheil, ihre Worte fand ich so komisch, ihre Ausdrücke so klassisch, nun, Sie sind doch wieder einig, hoffe ich? Meine Entfernung mußte ja den Frieden sofort wiederherstellen.

— Sie irren sich, Rosette ging erzürnt fort, und ich habe sie seitdem noch nicht wiedergesehen.

— Wirklich! ich erstaune! und Sie

haben es nicht versucht, diese allerliebste Grisette wieder zu versöhnen?

— Nein, ganz und gar nicht.

Friederike beobachtet mich verstohlen. Um das Gespräch zu ändern, frage ich sie, ob ihr Mann zurück ist.

— Noch nicht. Sie nehmen an meinem Manne ja sehr viel Antheil, ich gestehe, das wundert mich.

— Wissen Sie, daß der Freund Ihres Mannes, der sich St. Germain nennen läßt, seine Stelle verloren hat?

— Nein, ich wußte es nicht, aber das erklärt mir, weshalb er fast alle Tage herkommt und frägt: ob Herr Dauberny zurück gekommen ist; er wollte mich sogar einmal sprechen.

— Nehmen Sie diesen Menschen nicht an, Madame, ich erlaube mir wenigstens, Ihnen diesen Rath zu geben.

— Ich werde Ihren Rath befolgen, lieber Freund, um so mehr als er mit meiner Absicht gänzlich übereinstimmt. Uebrigens möchte ich Ihnen ebenfalls rathen, wenn ich es wagte, daß . . .

— Nun?

— O, nein, nein, ich mag's doch nicht sagen; es ist besser, Sie folgen nur allein

den Eingebungen Ihres Herzens. Uebrigens . . .

Friederike fängt an zu lachen, ich werde darüber ungeduldig, aber sie will mit der Sprache nicht heraus; ich verlasse sie fast unwillig, aber drücke ihr zärtlich die Hand.

Es sind wieder mehrere Tage vorüber und ich erhalte noch keine Nachricht von Rosetten. Ich fühle mich unzufrieden über die Unbeständigkeit meiner Grisette. Sie war allerliebst, sie liebte mich oder schien mich wenigstens zu lieben, was oft auf eins hinausläuft. Und war ihre Eifersucht nicht ein Beweis von Zuneigung! Auch bedenke ich, daß ich sie gehen ließ, ohne ihr ein Wort zu sagen, ohne zu versuchen, sie zurück zu halten! Ich will ein gutes Beispiel von Versöhnlichkeit geben, und meine Geliebte aufsuchen. Rosette hat manchmal zu mir gesagt: wenn Du mir etwas Nothwendiges zu sagen hast, dann komme zu meiner Tante, bei der ich gerade bin, und laß nach mir fragen, es ist keine Gefahr dabei.

Ich nehme mir also vor, Rosetten bei ihren Tanten aufzusuchen. Ein Kabriolet bringt mich nach dem Faubourg St. Denis, an die Ecke der Straße Chabrot, hier wohnt Rosette offiziell, ich kenne das Haus, ich

habe sie oft genug hierher gebracht. Ich trete ein, frage einen alten Schneider, der Pförtnerstelle vertritt, ob Mamsell Rosette bei ihrer Tante Frau Falourdin ist?

— Mamsell Rosette? Mamsell Rosette? nein, mein Herr, ich glaube nicht, daß sie bei ihrer Tante ist, denn ich hätte sie sonst diesen Morgen mehr als einmal sehen müssen. Sehen Sie, junger Herr, das Mädchen ist wie ein zerschnittner Regenwurm, es hat keine Ruhe.

— Sie glauben also, daß sie nicht bei Frau Falourdin ist? Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich Mamsell Rosette finde?

Ich füge zu dieser Frage die nöthige Begleitung einer gangbaren Münzsorte bei, aber zu meiner großen Ueberraschung stößt der alte Schneider meine Hand zurück und ruft: Ich würde Ihnen das Geld stehlen, ich weiß nicht, wo sie sich aufhält.

— Aber ich muß das junge Mädchen sprechen.

— Gut, dann gehen Sie in den dritten Stock zu ihrer Tante.

Er hat Recht. Mir bleibt nur dieses eine Mittel. Rosette hat mir gesagt: Wenn Du bei einer meiner Tanten nach mir frägst, so kommst Du von Seiten der Frau Ber-

lingot, einer Confectioneuse, Straße Pinon, Versuchen wir diese List.

Ich komme oben an, sehe nur eine Thüre, kann also nicht irren. Ich klingle. Eine Frau, lang und trocken, öffnet.

— Bin ich recht bei Madame Falourdin?

— Ja wohl.

— Ist Fräulein Rosette bei Ihnen?

— Nein, mein Herr, was wollen Sie von ihr?

— Ich komme von Seiten der Madame Berlingot . . .

— Ah, ich weiß, ich weiß, wahrscheinlich wegen eines Kaschmirs, der zerrissen ist und den sie gleich ausgebessert haben wollte.

— Ich glaube ja.

— Dann muß ich Sie bitten, daß Sie die Gefälligkeit haben zu ihrer Tante Riflot, rue du Pont-aux-Choux 17 zu gehen, Rosette ist jetzt gerade dort.

— Unendlich verbunden, Madame, ich werde mich sogleich dorthin verfügen. —

Zufrieden, daß ich nun weiß, Rosette wegen des Kaschmirs aufsuchen zu können, fühle ich größere Sicherheit auf meinem jetzigen Wege.

Ich fahre nach Nr. 17 der rue du Pont-

aux-Coux. Dieses Mal halte ich mich beim Pförtner nicht auf; ich frage nach Madame Riflot und steige sogleich in den vierten Stock.

Ich finde hier eine kleine sehr lebhafte und lebendige Alte, die nicht einen Augenblick auf derselben Stelle bleibt; denn während sie mit mir spricht, geht sie abwechselnd vom Kochofen zum Küchentisch und nach der Speisekammer.

— Madame, ich wünschte Mamsell Rosette auf einen Augenblick zu sprechen, wenn es möglich wäre.

— Rosette, meine Nichte Rosette? ach mein Gott, ich glaube das brennt an, ja es brennt schon. Und die kleine Alte läuft schnell wieder zu ihrem Kochofen.

— Ist sie vielleicht hier?

— Rosette, meine Nichte Rosette? Habe ich denn Petersilie, Petersilie, ich hatte doch vorhin . . .

— Wollen Sie mir gefälligst sagen, ob ich sie sprechen kann?

— Wen? Rosette, meine Nichte Rosette? man hat doch nicht einen Augenblick für sich, es muß schon zwölf Uhr vorbei sein, hat es schon zwölf Uhr geschlagen?

Ich fange an die Geduld zu verlieren

und in der Ueberzeugung, daß Rosette nicht weit ist, erhebe ich meine Stimme und rufe aus allen Kräften: Fräulein Rosette, man wünscht Sie zu sprechen!

Nun bleibt die verdammte Alte plötzlich stehen und fängt an zu lachen, während sie mich betrachtet. Endlich sagt sie: Sie haben gut rufen, sie ist ja nicht hier.

— Sie ist nicht hier? das hätten Sie mir gleich sagen sollen.

— Sie haben mir ja keine Zeit dazu gelassen! und mein Feuer . . .

— Nun, wollen Sie mir vielleicht sagen, wo ich Ihre Nichte finden kann? Madame Berlingot wollte wegen des Kaschmir . . .

— Rosa sagte das letzte Mal: ich will bei meiner Tante Piquette, rue aux Ours 35, arbeiten gehen; dort also . . .

— Unendlich verbunden, Madame.

Gott sei Dank, die Alte war ich los; ich eile nach der rue aux Ours zur Tante Piquette. In der angegebenen Nummer entdecke ich keinen Pförtner, aber eine Nachbarin schickt mich in den fünften Stock. Es ist schlimm, die Treppen vermehren sich; kommt man zufällig dazu, alle Tanten Rosettens kennen zu lernen, wohin muß man

da zuletzt noch klettern! Ich klingle bei Madame Piquette. Es erscheint eine ältliche Frau, mindestens eine Sechzigerin, aber dennoch mit Blumen und Rosabändern die Haube überladen. Wo doch die Gefallsucht überall nistet!

— Madame Piquette?

— Zu dienen, mein Herr, wollen Sie gefälligst eintreten?

Und zur Seite tretend macht man mir eine kunstgerechte Verbeugung.

— Ich will nicht stören, ich komme um . . .

— Mein Herr, ich kann Sie auf der Hausflur nicht annehmen, wollen Sie nicht die Güte haben, näher zu treten.

— Aber ich wollte nur Ihre Nichte, Fräulein Rosette . . .

— Sie setzen mich in Verlegenheit, mein Herr, hier auf der Flur zu bleiben.

Um zu Ende zu kommen, trete ich ein. Ich hoffe in dem ersten Zimmer bleiben zu können, aber Madame Piquette drängt mich mit einer neuen Verbeugung nach einer Thür im Hintergrunde. Ich entschließe mich auch in dieses Zimmer zu treten, welches mit dem andern die ganze Wohnung auszumachen scheint. Rosette ist nirgends zu se-

hen. Also auch dieser Gang war vergebens.

— Madame, ich komme von Seiten ...

— Haben Sie doch die Güte sich zu setzen.

— Madame, ich komme nur wegen Fräulein Rosette ...

— Es ist mir zu peinlich, Sie stehen zu sehen.

Ich will Madame Piquette nicht peinigen, und setze mich. Madame Piquette thut desgleichen und hat mir einen kleinen Teppich unter die Füße geschoben. Glaubt sie, ich wolle den ganzen Tag bei ihr zubringen? Sie hat einen Blick in den Spiegel geworfen und verbessert ihren Anzug. Diese Pantomine erschreckt mich, ich blicke verwirrt um mich und weiß nicht, was ich machen soll, als sie eine Bewegung mit ihrem Halstuch macht. Mein Gott! woran denkt diese Dame denn? ich rufe endlich in einem Athen: Ich komme von Seiten der Madame Berlingot, um nach dem Kaschmir zn frageu, der ausgebessert werden soll.

Madame Piquette macht eine neue Verbeugung; ich glaube wahrhaftig, sie will das Halstuch fallen lassen! was werde ich zu sehen bekommen — gerechter Himmel!

Doch nein, ich erschrak zu früh, die

Dame hat nur die Rosabänder ihrer Haube um den Hals geknüpft und erwiedert: Mein Herr, mit dem lebhaftesten Bedauern sehe ich mich genöthigt Ihnen anzuzeigen, daß Rosette nicht hier ist. Ich glaube, sie befindet sich in diesem Augenblick bei ihrer Tante Dumarteau.

— Wollten Sie die Güte haben, mir die Adresse der Madame Dumarteau zu sagen?

— Es ist sehr weit, mein Herr, sehr weit.

— Ich habe ein Kabriolet.

— Dann nehmen Sie Sich die Mühe nach der rue verte faubourg St. Honoré No. 12.

— Unendlich verbunden, Madame.

— Aber wollen Sie Sich nicht noch einen Augenblick ausruhen, mein Herr, ich würde entzückt sein zu . . .

Ich höre nicht mehr, ich bin aufgestanden, habe die Zimmer verlassen und springe die Treppe hinunter, Madame Piquette noch immer vor Augen.

— Rue verte 12! rufe ich dem Kutscher zu. — Oh Rosette, wie läßt Du mich die Straße durchfahren! Gleichviel, da ich es

einmal begonnen habe, werde ich auch beharrlich bleiben.

Ich komme rue verte an: Madame Dumarteau! rufe ich dem Pförtner zu.

— Im sechsten, Thüre links! antwortet er.

Im sechsten! ich hätte darauf wetten können! und es ist erst die vierte Tante. Was steht mir uoch bevor!

Ich klopfe bei Frau Dumarteau an, da sie keine Klingel hat. Eine Frau von 50 Jahren mit mürrischem Gesicht öffnet die Thür etwas und ruft mit heisrer Stimme: Was wollen Sie?

— Madame Dumarteau?

— Das bin ich, und Sie?

— Ich suche Mamsell Rosette von Seiten . . .

— Mamsell Rosette ist nicht da.

— Und wo kann ich sie finden?

— Bei ihrer Tante Lumignon rue du Petit-Muse im Quartier St. Antoine.

— Sehr wohl; welche Nummer, wenn ich bitten darf?

Aber die Dame hat mir bereits die Thüre vor der Nase zugemacht. Soll ich abermals anklopfen? nein, die rue du Petit-Muse ist kurz, ich werde den Namen

schon erfragen. Die Unterredung mit Madame Dumarteau war kurz; diese Frau ist nicht sehr liebenswürdig, doch ziehe ich sie der höflichen Madame Piquette vor. Wenigstens verliert man bei ihr keine Zeit.

Ich setze mich also wieder in Bewegung nach der rue du Petit-Muse. Wenn mir Paris nicht schon genau bekannt wäre, Fräulein Rosette würde mir diese Kenntniß erweitern helfen. Ich ließ mein Cabriolet an der Ecke der rue St. Antoine halten und frage in dem ersten großen Hause nach Madame Lumignon.

— Sie wohnt hier.

— In der siebenten Etage vielleicht?

— Hinten im Hofe links zu ebener Erde.

Ich athme erleichtert auf, die Tanten kommen also herunter. Madame Lumignon ist eine kleine Bucklige mit lebhaften Augen und schreiender Stimme. Sobald ich den Namen Rosette ausspreche, lächelt sie und antwortet: Ach, Sie wollen zu Rosette wegen Madame Berlingot; ich bin daran schon gewöhnt, es ist immer dieselbe Melodie; wenn man boshaft wäre, könnte man allerlei vermuthen, aber ich wasche meine — und Rosette hört uns nicht! es ist ein

so harter Kopf . . . aber es ist ihr eigner Schaden . . . ich habe sie oft genug gewarnt.

— Aber Madame, es ist wegen eines Kaschmir.

— Ich weiß schon! ein hübscher Kaschmir.

— Nun, ist Ihre Mamsell Nichte bei Ihnen?

— Ei, wo denken Sie hin!

— Wo kann man sie denn treffen?

— Vielleicht bei ihrer Tante Chamouillet, aber ich stehe nicht dafür.

— Und die Adresse?

— Rue Madame auf der Seite vom Luxembourg Nr. 4.

Ich habe die bucklige Tante, die mich spöttisch betrachtet, verlassen; ich steige wieder in den Wagen und rufe dem Kutscher verzweifelt zu: Rue Madame beim Luxembourg.

— Ach! mein Herr, wenn Sie noch viele solche Wege haben wie diese, dann wird uns mein Pferd bald auf der Straße liegen lassen.

— Nun, wie die Sachen auch kommen, dieser Weg ist der vorletzte.

Wir gelangen mit Mühe nach der rue Madame. Das Pferd ist in den letzten Zügen. Ich entdecke die Tante Chamouillet.

Man hat mich in den zweiten Stock gewiesen. Hier steht eine Frau auf der Hausflur und wäscht. In dem Augenblick, wo ich die letzten Stufen heraufkomme, gießt diese Person, die mich jedenfalls nicht kommen hörte, eine große Schüssel Seifenwasser nach der Treppe zu aus. Ich bin von oben bis unten eingeseift.

Ich fluche wie ein Besessener, die Frau erwiedert sehr ruhig: Warum sind auch die Röhren zu! Mein Klagen hilft mir nichts, man öffnet sie nicht; irgend wo muß ich mein Wasser doch hingießen.

— Aber man sieht sich wenigstens um, wohin man gießt!

— Sind Sie etwa bespritzt?

— Donnerwetter ich bin von oben bis unten und durch und durch naß!

— Es trocknet wieder und fleckt nicht — im Gegentheil.

— Sind Sie vielleicht Frau Chamouillet?

— Ja wohl, haben Sie vielleicht etwas zu waschen?

— Nein, ich bins selbst hinreichend, ich wollte Mamsell Rosette, Ihre Nichte, sprechen.

Frau Chamouillet hat zu seifen aufge-

hört und giebt mehr acht auf ihre Wäsche, als auf das, was ich sage.

— Ich komme von Seiten der Madame Berlingot. Wollen Sie die Güte haben und mir sagen wo Rosette ist?

— Wo Rosette ist? Weiß ich das? Na! allerliebst! weiß man denn jemals wo die ist?

— Wie! also hier ist sie nicht?

— Nein, mein Herr.

— Wo kann ich sie denn erfragen?

— Bei ihren Tanten.

— Ich war schon bei Frau Falourdin, Riflot, Piquette, Dumarteau, Lumignon und hier; wohin kann ich noch gehen?

— Zu Frau Cavalot, rue de la lune 19, aber ich stehe nicht dafür . . .

Bei diesen Worten entspringt ihren Händen die Seife und fliegt mir in die Weste. Ich habe genug, ich stürze fort im Glauben, daß die ganze Wäsche mich verfolgt.

— Rue de la lune 19! rufe ich dem Kutscher zu. Gott sei Dank, da komme ich nach Hause und mein Weg kann somit kein vergeblicher gewesen sein, auch ist das ja die letzte Tante. Warum schickte sie mich nicht zu dieser!

Ich komme an das Ende meiner Lauf-

bahn. Man weist mich nach dem Zwischengeschoß. Ich finde eine kleine dicke Alte, die mich mit liebenswürdiger Miene empfängt und meine Anrede erwartet.

— Madame Cavalos?

— Ihr Diener, mein Herr, nicht übel, ich danke Ihnen.

— Ich wünsche Ihre Nichte zu sprechen, Fräulein Rosette.

— So? mein Herr, alle Welt sagt mir das.

— Von Seiten der Madame Berlingot . . .

— Jawohl, man muß Gott danken, wenn man in meinem Alter noch so wohl ist.

Was heißt das? ist Frau Cavalos taub? Ich nähere mich ihr und schrei aus Leibeskräften: Madame, ich frage nach Mamsell Rosette, Ihre Niece!

— Sie kommen in meinem Interesse?

Ich verzweifle daran, mich dieser Frau anders als durch Zeichen verständlich zu machen. Ich fange an wie ein Telegraph zu arbeiten und Madame Cavalos erwiedert meine Geberdensprache mit der Mahnung zur Geduld; dann entfernt sie sich und kommt mit einem Hörrohr zurück, setzt es an ihr Ohr und versichert: Ich bin nicht

taub, aber es giebt Tage, an denen ich nicht so gut höre.

Arme Alte! sie sollte ihr Rohr stets bei sich führen. Ich wiederhole meine Frage und diesmal antwortet man: Meine Nichte Rosette, die ist nicht bei mir.

— Wie, sie ist nicht bei Ihnen? aber wo kann ich denn nachfragen?

— Oh! ganz leicht bei ihrer Tante Falourdin, Faubourg St. Denis Ecke der rue de Chabrol.

Nun, da verzichte ich doch lieber darauf, meine Grisette wieder zu finden; ich habe nicht Lust meine Besuche bei den Tanten von Neuem zu beginnen. Ich habe genug an der ersten Rundreise. Ich fahre nach Hause, nachdem ich fünf Stunden herum gesucht. Welch ein Tag! Und dabei habe ich Rosette nicht einmal gefunden!

Der Schwammhändler.

Zu Hause kommt mir Pomponne mit einem Neuigkeits-Gesicht entgegen.

— Herr, es wartet Jemand auf Sie und schon etwas lange, da ich nicht wußte, daß Sie so lange wegbleiben würden.

— Ist Rosette etwa gekommen während ich sie aufsuchte?

— Nein, Herr, Mamsell Rosette ist es nicht.

— Madame Dauberny?

— Auch nicht, es ist eine Person unsern Geschlechts.

— Wie langweilig Du bist! statt Dich zu fragen, hätte ich nur gleich selbst sehen sollen.

Ich trete rasch ein und finde Balangier im Eck meines Saals mit einem Buch in der Hand.

Mir fällt sein reinlicher Anzug wohlgefällig ins Auge. Seine graue Blouse ist ganz tadelfrei, seine Beinkleider gut ausgebürstet, seine Stiefeln gewichst, sein Hemdkragen reinlich und das schwarze Halstuch gut umgebunden. Man erkennt in ihm den Handwerker, der seinem Stande Ehre macht.

Ballangier kommt etwas zaghaft auf mich zu und sagt bescheiden: Verzeih, Karl, daß ich Dich erwartete, ich hatte vielleicht unrecht, als ich aber vor zwei Stunden kam, sagte Dein Diener, Du würdest gleich wieder kommen, und da ich Dich zu sehen wünschte, blieb ich.

— Du hast Recht gethan, Ballangier, ganz Recht, ich freue mich Dich zu sehen. Laß Dich einmal betrachten! Nun, ich lese Zufriedenheit in Deinem Gesicht, oh! ich bin überzeugt, Du führst Dich jetzt gut.

— Es ist wahr, ich bemühe mich wenigstens Zufriedenheit mir zu erwerben. Ich bin jetzt bei einem großen Fabrikherrn im Faubourg St. Antoine; man hatte mich ihm empfohlen.

— Wer?

Ballangier dreht seine Mütze zwischen den Händen und fährt fort: Ein achtbarer Mann, für den ich arbeitete, und der nie an mir verzweifelte. Man nahm mich zuerst auf Probe; der Herr hatte Uebles von mir gehört, aber ich arbeitete so ruhig, daß der Mann bald nicht mehr so streng gegen mich war; dann erhöhte er meinen Lohn aus eignem Antriebe, und jetzt sagt er immer, daß er mit mir recht zufrieden ist.

— Ach! gut mein Freund und Du bist froh mir das zu sagen, weil Du weißt, daß es mir Freude macht.

— Ich glaubte es wenigstens.

— Dank, mein Freund, Du kannst Dir nicht denken, wie groß die Freude ist, die ich über Deine Aenderung empfinde! Du wirst so fortfahren Ballangier, denn fühlst Du Dich so nicht glücklicher?

— O ja! Karl; ich handle jetzt überlegt, ich fühle mich ganz anders.. Ich lese jetzt auch und es macht mir Vergnügen, früher war es mir nicht fünf Minuten möglich.

— Lies, das ist ganz gut, aber wähle Deine Bücher aus. Schlechte Bücher sind falsche Freunde, ihr treuloser Werth verwirrt dann den schwachen oder überspannten Geist; nichts ist gefährlicher als ein schlechtes Buch in der Zurückgezogenheit.

— Willst Du mir die besten Schriftsteller nennen?

— Ich will mehr thun! komm mit!

Ich führe Ballangier zu meinen Büchern und wähle ihm Racine, Molière, Montesquieu, Fénélon, Fontaine.

— Da, sie sind Dein, diese Werke, sage ich zu Ballangier, lies sie mit Auf-

merksamkeit. Die Einen werden Dir etwas ernst erscheinen, die Andern Dich lachend unterrichten. Lerne den unsterblichen Molière auswendig; er hat das Laster und die Lächerlichkeiten seiner Zeit gezüchtigt. Die Laster sind für alle Zeit dieselben bei den Menschen, die heute nicht mehr taugen als früher. Wir treffen noch jeden Tag in der Welt auf Tartuffe's und andere Figuren Molière's.

— Wie, und alle diese schönen Bücher für mich?

— Ja, nimm sie mit.

— O, besten Dank, Karl!

— Wenn Du sie mit Nutzen gelesen hast, sollst Du noch andre bekommen.

— Du bist doch wirklich zu gut! Aber ich will mich auch würdig zeigen! Du sollst sehen! Wart! Da, ich habe Dir etwas mitgebracht.

Ballangier zieht ein Packetchen von Papier aus seiner Tasche.

— Was ist darin?

— Neun und zwanzig Franken.

— Und weßhalb giebst Du mir das?

— Ich habe Piaulard wieder gesehen und wollte ihn bezahlen, aber er war schon ... eine Person ... hatte ihn schon bezahlt.

Du kennst diese Person bestimmt und da bist Du wohl so gut . . .

— Schon gut, mein Freund; ich sehe jetzt Dein wieder erwachtes richtiges Gefühl. Aber beruhige Dich, die Person ist längst bezahlt. Behalte Dein Geld, und fehlt Dir etwas zu Einkäufen, dann komm zu mir.

— O! ich komme jetzt recht gut mit meinem Verdienst aus. Ich war nie so reich wie jetzt.

Ballangier hat seine Bücher zusammengepackt, ich drücke ihm aufrichtig die Hand, er geht zufrieden und läßt mich erheitert zurück. Welcher Unterschied gegen unser früheres Zusammentreffen!

Den andern Tag ruhe ich noch von meiner Irrfahrt von gestern aus, in ziemlich stoischer Trauer über Mamsell Rosette versunken, als plötzlich die hübsche Brünette lebhaft, lustig und munter wie gewöhnlich in mein Zimmer tritt und mir die Hand reicht.

— Guten Tag lieber Freund, sind Sie noch böse?

— Böse? ich war es nicht, Du warst es.

— Oh! das ist vorbei, sprechen wir nicht mehr davon; ich grolle nicht und

schmolle nie. Du warst also bei meiner Tante Falourdin nach mir zu fragen?

— Bei Deiner Tante? Das ist viel zu wenig gesagt, sprich lieber bei Deinen sieben Tanten!

— Ach nicht möglich! Bei allen sieben? haha ha!

Rosette lacht wie närrisch, indem sie ausruft: Er hat meine sieben Tanten besucht! o, armer Freund!

— Ja, alle sieben habe ich gesehen und an ein und demselben Tage.

— Das war Dein Waterloo-Tag; ich bin überzeugt, er wird Dir ewig unvergeßlich bleiben!

— Ich glaub's selbst. Vor allem aber diese Madame Piquette ... bei der wurde mir ganz unheimlich!

— Ah, sie hat Dich gewiß erobern wollen, ich wette sie hat Dich erobern wollen! Es ist eine alte Kokette. O Du armer Karl.

— Und das alles hätte ich mir gern gefallen lassen, wenn ich Sie mein Fräulein, nur wenigstens endlich getroffen hätte; aber es scheint, daß Sie auch noch anderwärts als bei Ihren Tanten Gastfreundschaft annehmen.

Mit einiger Verlegenheit antwortet Rosette: Ich war bei einer Freundin. Meine Tanten wollen mich immer verheirathen, das langweilt mich; ich werde sie am Ende noch alle laufen lassen.

— Es scheint mir, Du hast es schon gethan.

— Nun, sprechen wir nicht mehr davon. Wir sind nicht mehr böse auf einander, nicht wahr? wir wollen ein feines Mittagessen halten, willst Du? ja! Du willst, abgemacht! dann machen wir eine Landparthie, das Wetter ist so hübsch und wir wälzen uns im Grase.

Widerstehe, wer kann, einem so schelmischen Spitzbuben, der vorschlägt, sich mit ihm im Grase zu wälzen. Ich bin im Begriff den Frieden mit Mamsell Rosette zu unterzeichnen, als es bei mir klingelt.

— Meine liebe Freundin, sage ich zu meiner Grisette, wenn es etwa zufällig die Dame von neulich wäre, dann hoffe ich nicht abermals einen Auftritt zu erleben.

— Nein, nein, sei ruhig, ich habe mein Unrecht eingesehen; sie überließ mir das Feld so artig! ich bin auf Deine Dame durchaus nicht mehr böse.

In diesem Augenblick dringt ein starker

Rosengeruch zu uns und Rosette ruft: Teufel, die duftet!

Aber als die Thür sich öffnet, erscheint statt einer Dame Balloquet vor uns, höchst aufgeputzt und mit ganz frischen Handschuhen.

— Ah! Verzeihung, mein theurer Rochebrune; Ihr Diener sagte mir nicht, daß Sie nicht allein sind. Ich gehe und komme nächstens wieder.

— Bleiben Sie doch, Balloquet, bleiben Sie, das Fräulein erlaubt es, nicht wahr Rosette, Sie sind nicht dagegen, daß mein Freund bleibt?

— Gewiß, ich bin keine Wilde, Gesellschaft flößt mir nicht Furcht ein.

Und Rosette neigt sich an mein Ohr und frägt: es ist wohl ein Parfümeriehändler?

— Nein, ein Arzt.

— Ein Doctor! behandelt er seine Kranken mit Wohlgerüchen? man könnte ihn für einen Türken halten. Balloquet, dagegen flüsterte mir zu: Das lasse ich mir gelten, die läuft doch nicht davon! wie die kleine Blonde.

— O nein, es ist ganz und gar nicht dieselbe Art.

Balloquet ist kaum einen Augenblick bei uns als es schon wieder schellt, und diesmal erscheint wirklich Friederike.

— Man sagte mir, daß Ihr zu dreien seid, rief Madame Dauberny, sich nachlässig auf einen Sessel werfend, und da erlaubte ich mir herein zu kommen; hatte ich Unrecht Rochebrune?

— Nein, Madame, Sie sind stets willkommen, und da ist auch das Fräulein, welche diese Gelegenheit benutzen will, um Ihnen ihr Bedauern über das neulich Vorgefallene zu erkennen zu geben.

— Ja, Madame, rief Rosette auf Madame Dauberny zugehend. Ich hatte Unrecht, ich bin ein Hitzkopf, aber so wie man die Hand umdreht, denke ich nicht mehr dran. Sind Sie noch böse auf mich?

— Ganz und gar nicht, mein Fräulein, antwortete Friederike und zwingt sich ein Lächeln ab; ich versichere Ihnen, daß ich es schon vergessen hatte! ich hoffe aber Ihre Eifersucht nicht mehr auf mich zu ziehen.

— O! nein, Madame, Karl hat mir gesagt, daß er sie nie geliebt habe, und mehr verlange ich nicht.

Friederike beißt sich auf die Lippen. Ich

empfinde ein Gefühl, von dem ich mir nicht Rechenschaft geben kann; aber ich glaube, ich würde Rosette prügeln, wenn ich es könnte. Ich stottere ziemlich linkisch: Madame kennt meine Gefühle, mein Fräulein und . . .

Madame Dauberny unterbricht mich schnell.

— Genug, mein Freund, die Gefühle empfindet man, sie lassen sich aber nicht in Worten ausdrücken. Aber mein Gott, wie das hier stark duftet nach Rosen, nicht wahr mein Fräulein?

— Ja Madame, erwiedert Rosette. Der Herr Doktor hier hat diesen Geruch verbreitet. Nehmen Sie vielleicht Rosenduftbäder, mein Herr?

Balloquet, der in dem Saale auf- und abgeht, den Niedlichen spielend und mit den Händen durch die Haare fahrend, antwortet auf diese Frage: Nicht gerade, mein Fräulein, aber ich liebe den Rosenduft in der That sehr! ich gebe meiner Wäsche manchmal etwas von dieser Essenz, die ich aus Konstantinopel erhalte.

— Frei heraus mein Herr, es ist zu viel, Sie duften zu stark! ich möchte nicht Truthahn mit Trüffeln neben Ihnen essen.

Warum nicht?

— Weil der Geruch der Trüffeln durch die Rosen übertäubt würde und ein Truthahn mit Trüffeln à la rose nicht gut schmekken kann.

— Es scheint mir, als hätte ich schon das Vergnügen gehabt, mit Ihnen irgend zusammen gewesen zu sein, sagt Balloquet sich Friederiken etwas nähernd.

Ja mein Herr, an einem gewissen Abende, wo ich Gelegenheit hatte, den beiden Herren ziemlich nützlich zu werden.

— Ah ja! auf den beiden Hochzeitsbällen, nicht wahr, Madame?

— Ich erinnere mich jetzt ganz genau. Diese Bocal'sche Hochzeit war etwas sehr geräuschvoll, aber doch ganz allerliebst!

— Bocal's Hochzeit, rief Rosette, ei, die kenne ich auch! Es ist ein Branntweinbrenner, rue Montmartre, dessen Tochter Herrn Pamphile Girie, einen Punschfabrikanten heirathete.

— Derselbe, kennen Sie ihn?

— Ob! das heißt nicht ihn, sondern Freluchon, durch den weiß ich Alles.

— Freluchon? sage ich, den Namen muß ich schon gehört haben.

— Freluchon ist der erste Ladendiener

des Herrn Bocal, er machte dem Fräulein Petronelle den Hof und als sie den Zeisig Pamphile Girie heirathete, arbeitete sie mit Händen und Füßen, daß Freluchon den Dienst des Herrn Bocal verließ, um erster Ladendiener bei Petronelle zu werden. Sie begreifen! Aber es scheint Herr Pamphile hat eine Mutter, die Alles sieht und Alles weiß. Mutter Gierie hat ihrem Sohn in Betreff Freluchon's aufgeklärt. Pamphile wollte seinen Diener wegschicken, Petronelle that Einspruch dagegen, es kam vom Zank bis zum Prügeln. Herr Bocal wollte dazwischen treten und die Parthei seiner Tochter nehmen, aber Mutter Girie fiel über Herrn Bocal und zerbläute ihn tüchtig. Man rief nach der Polizei, der Wache, den Nachbarn, nach den Pförtnern, es war ein Auflauf in der Straße, daß die Wagen nicht mehr vorbeifahren konnten.

Das Ende vom Liede war, daß Petronelle ihren Mann verlassen hat, um zu ihrem Vater zurückzukehren. Pamphile hat sein Geschäft vernachlässigt, Freluchon ihm endlich seinen Rest von Punsch abgekauft und will mich nun zu sich nehmen, denn er hat seine Petronelle vergessen. Er ist in mich verliebt und überhäuft mich mit Lie-

besbriefen und Punsch. Zu meinem Geburtstage schickte er mir eine Flasche voll, so dick wie ein Kürbis! Freluchon und die sieben Bräutigams, die meine Tanten mir ausgesucht haben, das macht acht. Vögelchen die nach mir zirpen. Ha ha ha!

Rosette hat uns dies Alles in einem Athem zum Besten gegeben. Wir haben gelacht und vergnügt über diesen Erfolg ruft meine Grisette: Aber das Alles darf uns nicht vergessen lassen, Herr Karl, daß Sie mich auf's Land zum Essen führen wollen. Ach! jetzt kommt mir eine Idee! und ich sage Alles was mir einfällt! wie wär's, wenn wir alle Viere die Parthie auf's Land machten! Da wir gerade so im Zuge sind zu lachen, können wir's ja fortsetzen!

Rosettens Vorschlag scheint mir so sonderbar, daß ich nichts darauf zu antworten vermag, als zu meinem großen Erstaunen Friederike ruft: Ei, ich bin's zufrieden! ich bin frei, und meiner Treu, es kann mir nur willkommen sein, einmal eine lustige Parthie mitzumachen . . . ich bin lange nicht froh gewesen.

— Ah prächtig! Das ist hübsch von Ihnen! ich liebe Sie jetzt wirklich! ruft Rosette Friederiken auf die Achsel klopfend.

Und Sie Herr Rosenduft? sagen Sie denn gar nichts dazu?

— Ich? ruft Balloquet, mir sagt diese Idee sehr zu, ich bin dabei!

— Nun, mein guter Freund, sagt Rosette, finden Sie den Vorschlag nicht allerliebst? Sind Sie nicht davon entzückt?

— Ich? ich mache alles was Sie wollen.

— Das heißt, fügt Friederike hinzu, wenn Herr Rochebrune es nicht vorzieht, mit Ihnen allein zu speisen, mein Fräulein.

— Eh, ja doch! ruft Rosette, haben wir nicht nachher noch Zeit, genug allein zu sein! Also abgemacht!

— Eingestanden, zugestanden! Aufgestanden! Rasch also auf den Weg! es ist schon zwei Uhr durch.

Pomponne kommt und kündigt an, daß der Wagen uns erwartet. Während Rosette vor einem Spiegel steht, um ihren Hut aufzusetzen, nähere ich mich Friederiken und finde Zeit ihr in's Ohr zu flüstern: Es ist also kein Scherz? Sie willigen ein, mit einer Grisette zu essen?

— Warum denn nicht? Sie thun es ja auch!

— Ja, aber ich bin ein Mann!

— Nun! und ich Ihr Freund; nimmt man denn seine Freunde nicht manchmal zu einer Landparthie mit? Wenn es Ihnen aber nicht recht ist, bleibe ich zurück.

— Ah! das glauben Sie ja nicht, ich fürchtete blos . . . ich dachte . . .

Ich kann nichts weiter sagen. Rosette tritt zu uns und ruft: Der Wagen wartet! Gehen wir?

— Ja, antwortet Friederike.

Ich bin einen Augenblick verlegen, ich will Madame Dauberny die Hand geben, aber sie hat schon Balloquet's Arm angenommen und Rosette bemächtigt sich des meinigen, indem sie ausruft: Ei, was fehlt Ihnen denn heute! Seit Sie meine sieben Tanten gesehen haben, sind Sie sehr zerstreut!

Wir sitzeu im Wagen. Rosette verlangt, daß ich mich ihr gegenüber setze. Ich gehorche, obgleich es mir lieber gewesen wäre, Friederiken gegenüber zu sitzen. Der Kutscher frägt, wohin wir fahren wollen. Wir sehen uns an und fragen: Ah! es ist wahr, wohin fahren wir?

— Die Damen mögen entscheiden.

— Mir ist es ganz gleich, sagt Friederike.

— In diesem Falle, versetzt Rosette,

schlage ich St.-Mandé vor, oder auch St.-Maur. Ich kenne einen reizenden Weg, wo es in einem fort bergauf und bergab geht.

— Fort nach St.-Mandé!

Wir fahren. Rosette ist ausgelassen lustig. Ihrer Gewohnheit nach sagt sie Alles, was ihr in den Sinn kommt, und es fallen ihr manchmal höchst komische Betrachtungen ein. Friederike scheint auch guter Laune.

Balloquet giebt Rosetten wenig nach; ich glaube zu bemerken, daß er den liebenswürdigen gegen Madame Dauberny spielt, ich weiß nicht, weshalb mir das sehr einfältig scheint. Denn warum soll er nicht zu gefallen suchen! Aber ich bin überzeugt, daß Madame Dauberny ihn niemals anhören würde. Und doch bin ich verstimmt. Habe ich denn ein Recht, es Balloquet übel zu nehmen, daß er Friederiken den Hof macht? Sie ist ja nur mein Freund!

Ich bin der Einzige in unsrer kleinen Gesellschaft, der nicht heiter ist.

Rosette bemerkt es und sagt von Zeit zu Zeit: Aber was fehlt Ihnen denn? Wir plaudern, wir lachen, und Sie sagen nichts. Sie haben gewiß eine meiner Tanten im Kopf! Ach, Madame, Sie müssen ihn ent-

schuldigen, er hat gestern sieben Tanten von mir gesehen und da kann man seine Ruhe schon einbüßen!

Ich entschuldige mich so gut wie möglich, aber es gelingt mir schlecht, und was mich am meisten verstimmt, ist, daß Friederike immer heiterer wird, je mehr ich mich verstimmt zeige. Balloquet strahlt vor Entzücken; er wird gegen Friederike immer artiger, deren Geist und Witz ihn völlig bezaubern. Ich empfinde nicht das mindeste Vergnügen. Endlich kommen wir in St. Mandé an. Wir steigen im Wäldchen aus, bestellen augenblicklich unser Essen und eine Stube, dann gehen wir nach St. Maur zu spaziren. Balloquet hat sich wieder des Arms von Friederiken bemächtigt, den ihm diese lachend überläßt. Mir scheint es als lache sie schon sehr viel mit ihm. Rosette hat den meinigen genommen.

— Geht man Arm in Arm bei einer Landparthie? frage ich mit gleichgiltiger Miene. Ich glaubte, Jeder ginge und liefe nach Belieben.

— Ich fühle mich sehr glücklich, der Begleiter einer Dame zu sein, versetzt Balloquet lächelnd.

— Langweilt es Dich mir den Arm zu

geben? frägt Rosette und kneift mich, daß ich einen blauen Fleck bekomme.

— Ah, mein Fräulein! was soll das!

— Was? Fräulein? nenne mich noch einmal so und Du sollst sehen....

— Mein Gott Rosette, Sie werden böse über nichts!

— Ueber nichts? So! Du sollst mich duzen! gehen wir doch nicht so rasch!

— Aber die Andern sind voraus.

— Ei! wir werden sie schon wieder einholen, habe doch keine Furcht, Dich mit mir zu verirren, Du häßlicher Balg.

— Wenn man zusammen eine Parthie macht, muß man auch zusammen bleiben.

— Ach was Du mich ärgerst, sollen wir vielleicht zu Vieren Arm in Arm gehen, aus Furcht uns zu verlieren? Und wer sagt Dir denn, daß es ihnen nicht lieber ist, wenn wir ihnen nicht gerade auf den Fersen sind?

— Wie so?

— Wie so! es ist reizend! Na, wenn Du nicht siehst, daß Dein Freund jener Dame verliebte Blicke zuwirft, so bist Du schieläugig.

— Glaubst Du? das wird ihn nicht weit bringen.

— Was weißt Du denn davon? O! diese Männer! welche Eigenliebe! weil sie Dich nicht wollte, glaubst Du wohl, will sie Niemanden! – Geh doch nicht so rasch?

— Diese Dame lacht zwar gern, scherzt gern, aber man muß sich nicht erlauben mit ihr . . .

— Larifari! Ist sie eine Göttin! muß man ihr vielleicht erst Opfer bringen! Na, küsse mich.

— I, geh doch Rosette, woran denkst Du!

— Na, ob ich daran denke! Gleich küß mich!

— Und wenn die Andern sich umdrehten und es sähen! Was für eine Miene gäbe uns das!

— Wir hätten die Miene uns zu küssen, und was thut's! weiß man etwa nicht, daß Du mein Schatz bist? daß ich Deine Geliebte bin?

— Das ist noch kein Grund, die Schicklichkeit zu verletzen.

— A, bah, was bist Du langweilig! Gleich küss' mich oder ich schreie!

Ich küsse Rosette. Glücklicherweise haben die Andern sich nicht umgedreht. Ich habe den Arm meiner Begleiterin unter dem

Vorwande frei gelassen, Veilchen zu suchen. Ich hole Balloquet und seine Begleiterin ein.

— Warum eilen Sie denn so? sage ich zu Balloquet, wenn Sie mit uns nicht zusammenbleiben wollen, dann ist es freilich etwas Anderes! Liebenswürdig aber ist es nicht!

Friederike platzt in ein schallendes Gelächter aus. Balloquet giebt mir heimlich Zeichen, die ich höchst einfältig finde.

— Da sehen Sie wie die besten Absichten manchmal falsch ausgelegt werden! versetzt Friederike. Wir hatten geglaubt, Ihren Wünschen entgegen zu kommen, als wir Ihnen Gelegenheit zum Alleinsein mit Ihrer hübschen Brünette gaben.

— Ah, Madame, Ihre Güte geht zu weit!

— Was mich betrifft, entgegnet Balloquet, mir brauchen Sie nicht zu danken; ich habe nur für eigene Rechnung gehandelt, als ich bei dieser liebenswürdigen Dame blieb.

Dann nähert er sich mir und flüstert mir ins Ohr: Lieber Freund, diese Frau ist anbetungswürdig, voll Geist bis auf den Rand ihrer Nägel! Dieser herrliche Wuchs,

diese schönen Augen, diese eigenthümlich reizende Munterkeit; ich begreife nicht, wie Sie nicht längst sterblich in sie verliebt sind! Ich bin's vollständig!

— Sie haben Unrecht, Sie werden nur Ihre Zeit verlieren.

— Wie so? wer weiß! sie lacht oft über das, was ich sage.

Rosette kommt mir nach und schreit: wo ist denn mein Strauß, die Veilchen!

— Ich habe nur Gänseblümchen und Weibertreu gefunden.

— Dafür danke ich, behalten Sie Ihren Staauß für sich, ich mag ihn nicht.

— Wir könnten nun wohl umkehren und zu Tisch gehen, bemerkt Friederike.

— Ach ja, Madame hat Recht: versetzt Rosette, um so mehr, da der Spaziergang so einförmig ist. Ich habe einen Geliebten, der heute schrecklich langweilig ist. — Habe ich doch den Herrn fast zwingen müssen, mich zu küssen.

— Aber Rosette! Sie sagen Dinge . . .

— Na, was denn? küssen sich Liebesleute etwa nicht? Glauben Sie vielleicht, Madame denkt, wir brächten unsere Zeit damit zu, uns in die Augen zu blasen?

Madame Dauberny wendet sich um, sie

kann das Lachen nicht verbergen; ich möchte sein ich weiß nicht wo! Nun das ist eine Landpartie, an die ich denken werde! Wir sind zum Wirth zurückgekehrt. Hier suche ich meine gute Laune wieder zu gewinnen; da der Tisch rund ist, werde ich jedenfalls zwischen Friederike und Rosette sitzen und bei der Einen so nahe als bei der Andern. Man trägt ein schmackhaftes Mittagsessen und ausgewählte Weine auf.

— Das lasse ich mir gelten, ruft Rosette, die Herren haben sich ausgezeichnet! Da ist Pomard!

— Beruhigen Sie sich, fällt Balloquet ein, es werden auch Damenweine kommen.

— Was verstehen Sie unter Damenwein? vielleicht süßen Wein!

— Richtig!

— Ich sage es Ihnen zum Voraus, daß ich die süßen nicht leiden kann. Champagner, ja, den lasse ich mir noch gelten, aber sonst nichts von süßem Weine. Pfui doch! der macht ja krank! man kann ja fast nichts trinken. Aber diesen hier, fragen Sie Karl, wie ich den sauge!

— Da braucht man mich nicht erst zu fragen, entgegne ich, man sieht es ja!

— Macht es Sie böse, guter Freund?

bist Du nicht mehr damit zufrieden, daß Deine Rosette Stich mit Dir hält? willst Du auch bei Tische noch ekelich sein! Oh! Madame, ganz gewiß, meine Tanten haben ihn mir verdorben. Früher, bevor er bei ihneu herumgelaufen war, zeigte er sich viel besser.

Madame Dauberny stößt mich mit dem Knie, mir leise zuflüsternd: sind Sie doch liebenswürdiger! oder Sie erleben wieder einen Auftritt!

Ich zwinge mich in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen, Rosette schwatzt unaufhörlich, Balloquet wirft verliebte Blicke auf Friederiken. Diese lacht über die Einfälle meiner Grisette, die von Zeit zu Zeit sehr unterhaltende, wenn auch nicht ganz feine Anekdoten erzählt.

— Ach! wenn ich wie Madame zu erzählen verstünde! rief Rosette, ich würde den ganzen Tag Geschichten erzählen und Nachts würde ich neue erfinden! Karl küß mich!

— Ach Rosette, fragen Sie schon wieder an?

— Na, da hören Sie es Madame, er weigert sich mich zu küssen, der Abscheuliche!

— Mein Fräulein, entgegne ich mit ernstem Tone, es thut mir Leid, genöthigt

zu sein, Ihnen begreiflich zu machen, daß es zwar Gesellschaften giebt, in denen man sich dergleichen Freiheiten erlauben kann, aber auch andre, in denen man sich derselben zu enthalten hat, Sie hätten das fühlen sollen.

Rosette rückt ihren Stuhl vom Tische ab und murmelt: Es lohnte sich nicht der Mühe mich mitzunehmen, um mir dergleichen zu sagen.

Und nun fängt sie an zu weinen, das Gesicht in den Händen verbergend. Es wird immer besser; ich bin auf der Folter.

Friederike sucht Rosette dadurch zu trösten, daß sie zu mir sagt: Ei, mein Herr, plagen Sie mir das Fräulein nicht; sie hat Recht, Sie wählen Ihre Zeit für Strafpredigten sehr schlecht. Schnell geben Sie ihr einen Kuß und machen Sie Frieden mit ihr.

Ich gehorche und Balloquet ruft: Ah! ich würde mich nicht bitten lassen, wenn mir Jemand erlaubte ihn zu küssen!

Es ist erstaunlich, wie fade ich ihn heute finde.

Glücklicherweise sind Weinen und Lachen bei Rosette sehr nahe zusammen. Sie hat ihren Kummer schon vergessen; sie denkt nur noch daran, dem Champagner Ehre an-

zuthun, der so eben aufgetragen wurde. Friederike läßt sich nicht zum Trinken nöthigen, aber sie bleibt völlig nüchtern. Balloquet ist über die Art und Weise dieser Damen bei Tische bezaubert, er will sie übertreffen, er übernimmt sich und verschluckt sich noch dazu, als er sich statt in das Glas gleich in den Hals einschenkt.

— Wie dumm! ruft Rosette, was soll das denn heißen, etwas so Gutes in den Hals zu gießen, ohne das Geringste davon zu schmecken — man muß jeden Tropfen einzeln schlürfen und nicht die Masse so verschlucken, als ob es Medicin wäre vor der man Furcht hat den Geschmack zu empfinden! Wie geistreich! trinken Sie doch lieber Wein zu fünf Sous, der schmeckt auf diese Art gerade wie Champagner.

Balloquet hat aufgehört zu husten und als es etwas stiller zugeht, sagt er zu mir: Ach so, Karl, haben Sie Nachricht von dem Manne mit dem Ringe?

— Nein, nein, ich habe ihn noch nicht — wieder gesehen. Trinken Sie doch Balloquet!

Ich besorge von dem jungen Arzt irgend eine unvorsichtige Aeußerung und will das Gespräch ablenken, aber Rosette ruft:

— Was ist das? es ist die Rede von einem Ringe, das muß eine Frauengeschichte sein, ich will sie wissen.

— Ja, mein Fräulein, in der That, es ist eine Frauengeschichte.

— Aber eine sehr traurige Geschichte, unterbreche ich Balloquet, und jetzt nicht die Zeit sie zu hören.

— Warum nicht? ich höre auch traurige Sachen gern; ich liebe die Stücke, in denen man weint. Ach, Herr Rosenduft, erzählen Sie uns die Geschichte.

— Sehr gern, mein Fräulein.

Ich zittre, daß Balloquet entdeckt, was ich Friederiken verborgen habe. Er weiß nicht, daß der Mann mit dem Ringe Herr Dauberny ist, sobald er ihn aber Bouqueton nennt, weiß Friederike augenblicklich, daß die Rede von ihrem Manne ist.

Ich bemühe mich durch Zeichen Balloquet zum Schweigen zu bringen, aber er achtet nicht auf mich und beginnt. Friederike sagt nichts, aber sie beobachtet uns aufmerksam und verliert kein Wort von dem, was der Arzt sagt.

Balloquet erzählt mit etwas schwerfälliger Zunge das ganze Abenteuer mit der

armen Annette aber er hat den Namen ihres Mörders auch nicht genannt.

— Welch' schauderhafte Erzählung! ruft Friederike bebend.

— Schrecklich! fällt Rosette ein. Ach, welch' schändlicher Mensch! hat das arme Mädchen Ihnen nicht den Namen genannt?

— Doch, versetzt Balloquet, sie nannten ihn .... nannten ihn ... Gon ... Bon ... Bon ... Teufel von Namen, ich kann mich desselben nicht mehr erinnern, aber Sie, Rochebrun, Sie müssen ihn wissen, Sie kennen ja den Menschen!

— Du kennst diesen Elenden, Karl? Nun, Du hast ihn doch festnehmen lassen?

— Nein, ich kannte es nicht, wir haben keine Beweise.

— Und der Ring, den er dem armen Mädchen gegeben hatte?

— Den Ring, ich habe ihn zu Hause, ich bewahre ihn sorgfältig auf, ich hoffe, er wird mir noch Dienste leisten, um das arme Mädchen zu rächen.

— Und willst Du uns nicht den Namen des Ungeheuers nennen?

— Wozu? Das Ganze ist zu scheußlich, der Name des Verbrechers muß ein Geheimniß bleiben, bis das Opfer gerächt ist.

Friederike sagt kein Wort, aber ihre Augen bleiben unverwandt auf mich geheftet. Die Stunde der Rückkehr hat geschlagen, ich bin darüber nicht böse.

Die Erzählung von Annette hat übrigens Rosette traurig und Friederike träumerisch gestimmt.

Wir sitzen wieder im Wagen. Balloquet ist gegen Friederike von immer gleicher Liebenswürdigkeit; ich glaube, er bittet sie um die Gunst, ihr seine Aufwartung zu Hause machen zu dürfen.

Ich habe die Antwort nicht verstanden, Rosette kneift mich, wahrscheinlich, weil ich nicht höre, was sie zu mir sagt.

Ich will Friederike nach Hause bringen.

Balloquet will dagegen, daß ich vorher mit Rosette nach Hause fahre. Wir stehen im Begriff uns zu streiten, Rosette sagt nichts mehr, ich glaube, sie schläft. Madame Dauberny macht unserm Streit ein Ende, sie läßt den Wagen auf dem Boulevard halten, steigt rasch aus, sagt uns Lebewohl und eilt davon. Doch Balloquet öffnet schnell die Thüre und ruft: Die Dame soll nicht allein gehen, das wäre mir was Schönes! ich begleite sie.

Ich versuche Balloquet zurück zu halten,

ich fasse seinen Rockschoß, und sage, daß Madame Dauberny seinen Arm nicht annehmen würde, daß sie allein sein will.

Er hört nicht auf mich, er springt aus dem Wagen, ich behalte seinen Rockschoß in der Hand und er verschwindet.

— Was ist Dir denn heute Abend, frägt Rosette, Du plagst alle Welt, Dir ist nichts recht, was man thut, Du zerreißt den Leuten die Kleider!

— Was geht das Dich an!

— Wie mein Geliebter heute artig ist!

— Und zu welcher Tante soll ich Sie bringen, mein Fräulein.

— Wie gewöhnlich, Faubourg Saint-Denis.

— Aber noch weiß ich nicht, wo Sie gestern war, während ich die Güte hatte, ich könnte sagen, die Dummheit besaß, Sie bei allen Ihren Tanten zu suchen!

— Willst Du mir Verdruß machen?

— Antworten Sie mir nur.

— Ich habe schon gesagt, daß ich bei einer Freundin war.

— Ach! ja, bei dem Punschhändler vielleicht?

— Schauderhaft! statt Streit zu suchen, solltest Du mich lieber küssen! Es scheint,

daß Du heute nur abscheuliche Redensarten für mich hast.

Sie hat Recht, ich habe sie den ganzen Tag über zurück gestoßen, ich muß sie wenigstens jetzt dafür entschädigen.

Ein krankes Kind.

Ich habe schlecht geschlafen, ich hätte gar zu gern gewußt, ob Madame Dauberny sich von Balloquet nach Hause begleiten lassen und ob dieser Fortschritte in der Gunst meiner Freundin gemacht hätte. Warum bin ich so begierig dies zu wissen? ich verstehe mich selbst nicht mehr. Da ich nicht der Geliebte dieser Dame bin, und da ich niemals daran gedacht habe, mich um ihre Liebe zu bewerben, so darf ich es nicht übel nehmen, wenn es Andere thun. Ich glaube wahrhaftig, daß man in der Freundschaft so wie in der Liebe eifersüchtig sein kann; hätte Friederike jetzt einen Geliebten, würde es nicht ihrer Freundschaft zu mir Eintrag thun!? Deshalb beunruhigt es mich, wenn ich daran denke, daß sie sich den Hof machen läßt. Das ist Egoismus, ich fühle es wohl, aber was läßt sich dagegen thun.

Ich stehe früh auf, ich habe Lust zu Balloquet zu gehen, doch erinnere ich mich seiner Wohnung nicht mehr. Ich glaube es war ... Doch was hätte ich zu fragen? würde ich nicht sehr lächerlich dabei erscheinen? ... nein ich werde nicht hingehen ... wenn ich nur wüßte, ob er Friederike zu Hause gebracht hätte.

Während ich noch ungewiß bin, was ich thun soll, öffnet Pomponne die Thüre und meldet mit Pathos: Madame Potrelle, Thürhüterin.

Die gute Frau tritt grüßend ein und entschuldigt sich, mich zu stören. Ich frage, was sie zu mir führt.

— Ach Gott, mein Herr, ich komme wieder der armen Frau wegen ... der Madame Landernoy. Ich wünschte zu wissen, ob Sie noch dieselben Absichten wie früher hätten ...

— Was, welche Absichten?

— Wegen der Arbeit ... um Ihre Wäsche zu besorgen.

— Was hilft es, ob ich dieselben Absichten habe oder nicht, da diese junge Frau doch überzeugt ist, daß es nur schlechte sind, da sie glaubt, ich stelle ihr nach, und stehe mit den schlechten Menschen in Verbindung,

welche sie betrogen haben. — Wahrhaftig, Frau Potrelle, man wird ärgerlich, wenn man sich beständig verkannt sieht. Obgleich es so schön ist Gutes zu thun, so ist es doch unangenehm, beständig auf Undankbare zu stoßen. Ueberdies muß ich Ihnen nur gestehen, daß ich Ihre Mietherin gänzlich vergessen und an diese ganze Angelegenheit gar nicht mehr gedacht habe.

— Ach, mein Gott, ich begreife das vollständig, aber wenn sie wüßten, wie unglücklich diese junge Frau jetzt ist . . . fast seit einem Monat ist ihre Tochter krank . . . rechte leidend . . die Pflege des Kindes hindert sie so sehr an ihrer Arbeit, aber die Gesundheit ihrer kleinen Maria geht Allem vor. Frau Landernoy kann jetzt nur so wenig erwerben, acht Sous täglich . . . pflegen Sie damit einmal ein krankes Kind! . . . Ach, da dachte ich an Sie, mein Herr, der Sie doch stets so gütig gegen diese junge Frau waren und da sagte ich zu der Aermsten: Ich gehe zu Herrn Rochebrune und fordere von ihm Arbeit, worauf sie mir diesmal antwortete: Ja, gehen Sie, gehen Sie, indem sie ihre kranke Tochter betrachtete. Was würde sie nicht alles thun, um Mittel zu erlangen, diese Leiden lindern zu können!

— Und das geht so weit, Arbeit von von mir anzunehmen ...

— Ach! mein Herr, Sie müssen deshalb nicht böse sein ... das Unglück macht so oft ungerecht. Sollten Sie mir es abschlagen?

— Nein, gewiß nicht, durchsuchen Sie meine Kommode, meine Schränke, nehmen Sie Alles, was Sie wollen.

Die gute Frau durchsucht eiligst meine Kommode und packt einen ziemlich großen Haufen Wäsche so schnell zusammen, als ob sie befürchtete, ich würde meine Absicht wieder ändern; hierauf thut sie Alles in ihre Schürze, indem sie sagt: Wollen Sie nachzählen, was ich mitnehme?

— Nein, Frau Potrelle, das wäre vollständig überflüssig, ich weiß mit wem ich zu thun habe und ich, i ch bin nicht mißtrauisch.

Die Thürhüterin bedankt sich, und indem sie sich entfernt, versicherte sie noch, daß die Wäsche baldigst besorgt werden würde.

Sollte man wohl glauben, daß ich während dieser ganzen Unterhaltung nur an Friederike und Balloquet gedacht hätte? Ach, wie wenig gehört dazu, um unsere Gefühle zu verändern. Je nachdem unsere Launen

befriedigt werden, sind wir gut oder böse gegen Andere ...

Ich weiß noch immer nicht, was ich thun soll, doch ich entschloß mich auszugehen; in der Hausthüre treffe ich mit Balloquet zusammen, welcher mich besuchen wollte.

— Ah, wie entzückt bin ich, Sie noch zu finden, mein theurer Rochebrune.

— Unendlich erfreut. Wollen Sie, daß wir hinaufgehen?

— Das würde sich nicht der Mühe lohnen, wir können eben so gut unterwegs plaudern. Ich wollte nur mit Ihnen etwas plaudern, von Madame Dauberny ... ach, mein Freund, welche Frau ... welche Gewandheit ... zum verlieben ...

— Nun ich sehe, daß Sie schon verliebt sind, haben Sie sie gestern wiedergesehen?

— Ja, ich traf sie auf der Straße, sie wollte meinen Arm nicht nehmen, ich bestand jedoch darauf ... und sie nahm ihn an.

— Ah, sie nahm ihn also an. Und Sie führten sie nach Hause?

— Natürlich.

— Und ... und ... wie weit sind Sie in ihrer Gunst gekommen?

— Es ist vorbei, es ist Alles abgemacht!

Ich machte hier so eine heftige Bewegung, daß Balloquet ausrief: Was haben Sie denn? . . . einen Wadenkrampf oder einen Peitschenlag vielleicht? das begegnet einem mitunter.

— Nein . . es ist . . . ich habe mir den Fuß vertreten . . Aber Sie sagten: es ist vorbei! Was ist denn vorbei . . . Sind Sie schon der glückliche Sieger dieser Dame?

— Ach nein, durchaus nicht, im Gegentheil! . . . Ich habe Ihnen gesagt: es ist vorbei, weil diese Dame mir meine Entlassung gegeben hat! Oh, aber mit der liebenswürdigsten, höflichsten Art, so daß ich mich gar nicht darüber ärgern konnte. Sie sagte mir ganz offen: ich würde nur meine Zeit verlieren.

Ich empfand ein Gefühl des Glückes, welches ich nicht beschreiben kann. Dieser arme Balloquet, ich glaube, ich beklage ihn jetzt sogar. Ich drückte ihm voll Theilnahme den Arm und sagte: Nun erzählen Sie mir das Alles, mein bester Freund.

— Oh, das ist keine lange Geschichte. Ich biete also meinen Arm an, welchen man endlich annimmt. Unterweges spiele ich den Zärtlichen, ich glaube, ich wagte selbst eine

Liebeserklärung . . . Wie Sie wissen, hatten wir Mittags nicht schlecht getrunken und ich war sehr aufgeregt. Meine Worte waren süß wie Zucker, doch diese Dame antwortete durchaus nichts, ich sagte mir, sie sei zu bewegt. Wir langen bei ihrem Haus an und dort bitte ich um die Erlaubniß, einen Augenblick bei ihr eintreten zu dürfen . . . Das war zwar ein wenig stark, ich gestehe es ein, aber wenn man viel getrunken hat . . . .

— Nun?

— Hierauf stellt sich diese Dame vor mich hin und in einem theils scherzenden, theils ernsten Tone sagt sie: Herr Balloquet, der Tag ist vorbei, Alles was Sie mir bis jetzt gesagt haben, habe ich als die Fortsetzung des ländlichen Festes angehört, welches uns vereinigt hatte. Während eines Tages, wo man Thorheiten begeht, ist es auch erlaubt, deren zu sagen. Morgen würde es unschicklich sein. Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr, und der Freund von Rochebrune, weshalb ich mit Vergnügen Sie sehen werde, wenn der Zufall uns wieder vereinigen sollte. Aber dann darf von Liebe zwischen uns nicht mehr die Rede sein, dieser Leidenschaft habe ich Adieu ge-

sagt; doch sollte ich die Laune haben und wieder lieben wollen, so gestehe ich Ihnen ganz offen, daß ich mich deshalb nicht an Sie wenden würde. Auf Wiedersehen also, mein Herr, und ohne Groll. Hierauf gab sie mir die Hand, drückte meine freundlichst und schloß mir ihre Thüre vor der Nase zu. Wohlan, mein Freund, auf Ehre, ich zürne ihr nicht deshalb, denn sie ist durchaus keine Kokette, sie berechtigt nicht zu Hoffnungen, sondern sagt geradezu: Es ist so und so! . . Man weiß, woran man sich zu halten hat. Ich werde Satine treu bleiben . . . Diese arme Satine! aber ich werde sie bitten weniger ihre Handschuhe zu parfümiren. Doch das bleibt sich gleich, diese Madame Dauberny ist allerliebst, nur begreife ich nicht, warum Sie ihr nicht den Hof machen.

Will er sich zum Echo des Barons v. Brunzbrack machen?

Balloquet verläßt mich, ich drücke ihm die Hand, daß er fast aufschreit. Ganz gewiß, er ist ein prächtiger Mensch, dieser gute Balloquet, ich mag ihn sehr gut leiden. Wo Teufel konnte ich glauben, daß Friederike ihn erhören würde!

Jetzt, da ich über diese Geschichte nicht mehr aufgeregt bin, erinnere ich mich an

Madame Potrelle. Mit welcher Zerstreutheit, mit welcher Kälte habe ich dieser guten Frau zugehört. Das Kind von Mignonne ist krank, der armen Mutter fehlen tausend Sachen, um es zu pflegen . . .

Wenn ich sie besuchte . . . sie tröstete . . . sie würde mich vielleicht ungern sehen . . . . Desto schlimmer für sie. Aber wir wollen es versuchen. Ich gehe hin, ich lange an. Madame Potrelle schreit vor Erstaunen laut auf, als sie mich sieht und murmelt: Mein Gott, wollen Sie der armen Frau nicht den Verdienst lassen, den sie so sehr bedarf.

— Nein, nein . . im Gegentheil . . . Ich war diesen Morgen . . . so beschäftigt, ich habe kaum gehört, was Sie mir sagten . . .

— Das ist allerdings wahr, mein Herr, Sie waren nicht wie gewöhnlich, aber . . . jeder hat seine Geschäfte.

— Madame Potrelle, ich würde gern Mignonne sehen . . um den Zustand ihres Kindes zu untersuchen . . . glauben Sie, daß ich angenommen werde?

— Oh, gewiß . . Jetzt spricht sie mit Jedem, welcher vorgiebt sich auf Kinderkrankheiten zu verstehen.

Ich ersteige mit Leichtigkeit die fünf

Etageu, hole jedoch Athem, ehe ich die kleine finstere Treppe erklimme; da bin ich.

Die Thüre zu Mignonne Wohnung ist halb offen. Die junge Mutter wendet der Thür den Rücken, sie kniet vor einer Wiege, welche mit einem hübschen blau geblumten Schleier überdeckt ist. Derselbe Stoff überzieht die ganze Wiege, so daß dadurch die kleinen Bettchen verdeckt sind. Diese Wiege hat fast ein elegantes Aussehen und macht hierdurch einen grellen Gegensatz zu dem übrigen Theile dieser Kammer; jedoch selbst die ärmste der Mütter findet ja immer noch Mittel, die Wiege ihres Kindes zu schmücken.

Jetzt versucht Mignonne ihr Kind in Schlaf zu wiegen und zu singen.

Ich bleibe auf der Schwelle des Zimmers stehen, sie wendet sich nicht um, sie hat mich nicht gehört, sie sieht ja nur ihre Tochter ... sie spricht zu derselben ... — Nun! wir wollen heut nicht schlafen Fräulein Marie. Wir wollen unsere schönen Augen nicht schließen ... Ach, ja wir haben so schöne Augen ... aber schlafen müssen wir ... das wird uns recht gut sein .... und dann will es Mamma ... Hörst Du, liebes Kind, Mamma will es ... Ach ja, Du verstehst mich ... Du lächelst mich

an . . . Ach, sie streckt mir ihre kleinen Aermchen entgegen . . . ich soll sie nehmen . . . Mein Gott! . . . es würde ihr so gut sein, wenn sie schliefe . . . ich muß ja aber doch thun, was Du willst . . . Nicht wahr?

Mignonne beugt sich über die Wiege, nimmt ihr Kind heraus, erhebt sich und erblickt mich nun. Traurigen Blickes, ohne zu erschrecken, sieht sie mich an.

— Entschuldigen Sie, sagte ich, indem ich eintrat, daß ich komme, aber durch Frau Potrelle erfuhr ich, daß ihre kleine Marie krank sei. Früher hatte ich Medicin studirt und es würde mich glücklich machen, wenn ich Ihnen einigen Rath geben könnte, erscheint er Ihnen gut, so können sie ihn ja befolgen . . . Ah, wie allerliebst ist diese Kleine . . .

— Nicht wahr, mein Herr?

Und Mignonne lächelt, als sie mich ihre Tochter, welche wirklich schön ist, betrachten sieht, sie gleicht sehr ihrer Mutter. Aber diese niedlichen Züge zeugen durch ihr leidendes Aussehen von einer innern Krankheit, die Augen sind matt und kummervoll, und nur hierdurch können ja Kinder, die noch nicht sprechen, sich ausdrücken.

— Wie alt ist sie?

— Fast funfzehn Monat, mein Herr.

— Sie ist sehr groß für ihr Alter und wahrscheinlich ist dies schnelle Wachsen Veranlassung ihrer Krankheit.

— Glauben Sie, mein Herr, ach gewiß ist dies auch ein Grund — ach ja, sie ist recht groß für funfzehn Monate.

— Erlauben Sie, daß ich den Puls untersuchen darf.

Ich nehme die Hand des Kindes, die Haut ist trocken und heiß. Mignonne liest in meinem Gesichte, daß ich durch diese Untersuchung nicht befriedigt bin.

— Nicht wahr, sie hat Fieber?

— Ein wenig. Doch das ist nicht beunruhigend.

— Ach, mein Herr, Sie glauben also, daß sie wieder gesund wird.

— Ohne Zweifel . . . ihr Zustand erscheint mir durchaus nicht bedenklich.

— Aber schon länger als einen Monat befindet sie sich so, öfters ist sie einen oder zwei Tage besser, aber das Fieber kommt immer wieder!

— Aengstigen Sie sich nicht. Selbst bei Kranken, wo die Aerzte alle Hoffnung aufgaben, muß man immer noch auf Gott mehr als auf Menschen vertrauen; ich habe

einen größern Glauben an die Vorsehung als auf menschliche Wissenschaft, und ich hege die Ueberzeugung, daß wir noch lange nicht alle Kräfte der Natur kennen. Ueberdies, wenn ein Kind krank ist, ein Geschöpf so lebensfrisch, würde es Sünde sein, die Wiederherstellung zu bezweifeln. Kinder sind bald recht krank und eben so rasch sind sie wieder vollkommen gesund, ihre Augen des Abends noch matt, sind am andern Morgen wieder strahlend ... Oft bedarf es nur eines Sonnenstrahls, um solchen glücklichen Wechsel herbeizuführen.

— Ach mein Herr, Sie machen mir wieder Muth.

— Man muß denselben bei einem Kranken nie verlieren. Uebrigens hoffe ich, daß Sie einen Arzt haben.

— Ja, aber er kommt nicht oft ... er spricht nicht viel ... ich hoffe jedoch, daß er heute kommt, ich erwarte ihn.

— Wünschen Sie, daß ich einen Andern schicke.

— Oh nein, ich habe vollständiges Vertrauen zu diesem ...

— Leben Sie wohl, betrüben Sie Sich nicht ... schonen Sie Sich ... denken Sie daran, daß Sie gesund bleiben müssen, um

Ihr Kind zu pflegen . . . wenn Sie erlauben, so komme ich wieder und erkundige mich nach dem Befinden Ihrer kleinen Marie.

— Ach ja, mein Herr.

Ich nähere mich dem Kinde und küsse es auf die Stirne, es betrachtet mich mit Erstaunen. Mignonne beobachtet mich auch, während ich ihr Kind küsse, doch läßt sie mich gewähren und grüßt mich traurig.

Ich steige herunter und trete bei der Thürhüterin ein, welche mich, eine ihrer Katzen kämmend, erwartete.

— Nun, mein Herr, Sie haben meine Miethérin und ihre kleine Kranke gesehen.

— Ja und habe meine Möglichstes gethan, der Mutter Hoffnung zn machen. Ihr Kind ist nicht wohl, doch, glaube ich, nicht in Gefahr. Was sagt der Doctor?

— Der Doctor schüttelt den Kopf . . . wenn er fortgeht, so sagt er immer: wir wollen sehen.

— Er will sich nicht blosstellen. Indessen nehmen Sie, Frau Potrelle, dies Geld und sehen Sie darauf, daß dieser jungen Frau und ihrem Kinde nichts fehlt . . .

— Ach, mein Herr, wie gut sind Sie . . . so viel Geld! . . . Wie viel geben Sie mir denn da, 150 Franken! . . .

— Es ist nur ein Vorschuß für die Wäsche, welche mir Mignonne besorgt.

— Ein Vorschuß ... aber sie wird nie eine so große Summe Geldes annehmen!

— Deshalb gebe ich es Ihnen auch, bezahlen Sie die Medizin ... es ist nicht nöthig, daß es Mignonne erfährt ...

— Indessen ... wenn sie frägt wie ...

— Machen Sie das, wie sie wollen, Frau Potrelle, sagen Sie, daß das nicht bezahlt wird, was man den Kranken liefert, welche die Dachwohnungen inne haben ... lügen Sie, wenn es nöthig ist, es giebt Fälle, wo dies durchaus keine Sünde ist. Und sollte dies Geld ausgegeben sein, so kommen Sie gleich zu mir um sich mehr zu holen und ohne etwas davon Mignonne zu sagen.

— Ach, mein Herr, was Sie da thun ... wenn jemals irgend einer in meiner Gegenwart von Ihnen Böses reden sollte ... er möchte sein Gesicht in Acht nehmen.

— Auf Wiedersehen, Frau Potrelle, ich werde in einigen Tagen wiederkommen und mich nach der kleinen Marie erkundigen. — —

Mehrere Tage sind schon vergangen, ohne daß ich zu Mignonne gekommen wäre.

Rosette hat mich einigemale besucht, aber diese niedliche Grisette erwähnt so oft Herrn Freluchon, den Schwammhändler, daß ich überzeugt bin, daß unser Verhältniß nicht lange mehr dauern wird.

Madame Dauberny ist unpäßlich, sie läßt mich bitten, sie zu besuchen. Ich eile auf der Stelle zu ihr; von meinem Eifer sie zu sehen, scheint sie gerührt zu sein. Friederike ist höchst liebenswürdig, sie erkundigt sich lächelnd und ohne Ironie nach Rosette, und ihr Köpfchen schüttelnd sagt sie mir darauf: Ich fürchte nicht mehr, daß dies junge Mädchen Ihnen den Kopf verdreht und Sie unsere Freundschaft vergessen läßt.

— Haben Sie dies jemals befürchtet.

— Ja, gewiß. Meine Freundschaft ist zu egoistisch, das ist schlecht, ich fühle es wohl ... aber ich bin eifersüchtig ... obgleich eine Freundin dazu kein Recht hat ... zürnen Sie mir deshalb?

— Im Gegentheil und ich entschuldige Sie um so mehr, da meine Freundschaft der Ihrigen vollkommen gleicht, denn ...

— Denn ... vollenden Sie doch!

— Nun wohlan, ich bin ebenfalls eifersüchtig, wenn Sie Andern Ihre Zunei-

gung zu Theil werden lassen . . . und bei dieser Landparthie . . . wo Balloquet Ihnen den Hof machte . . . dies ärgerte mich ungemein . . .

— Wirklich . . . konnten Sie denn jemals denken, daß ich diesen Herrn erhören würde?

— Aber, warum nicht? wenn es Ihnen gefiele.

Sehr richtig, wenn es mir gefiele . . . aber Sie wissen sehr wohl, daß es mir nicht gefallen wird . . . Ah . . . Ihre Freundschaft ist also auch eifersüchtig . . .

Dieses sagte sie mit niedergeschlagenen Augen; ich nahm ihre Hand, welche ich mit Leidenschaft drückte. In diesem Augenblicke trat das Kammermädchen ein und sagte: Herr Dauberny ist soeben angekommen und läßt fragen, ob er sich nach Ihrer Gesundheit erkundigen darf.

Friederike bleibt sitzen, sieht mich an und sagt leise: Schon zurück! Welch' Unglück! ich hoffte, daß er niemals wiederkehren würde . . . aber was hilft es, man muß sein Schicksal ertragen . . . nach fünf monatlicher Abwesenheit . . . Ich darf es ihm nicht abschlagen . . . ohne Zweifel nur eine Höflichkeit. Bleiben Sie, mein Freund, Ihre

Gegenwart wird mir die des Herrn Dauberny ertragen lassen. Wollen Sie mir diese Gefälligkeit erweisen?

— Da Sie mich dazu auffordern, so werde ich bleiben.

Friederike befahl ihrem Kammermädchen Herrn Dauberny hereinzuführen. Der Gedanke, mit diesem Manne zusammen zu treffen, bewegte mich sehr, doch zwang ich mich ruhig und gleichgültig auszusehen.

Herr Dauberny ließ nicht auf sich warten. Derselbe ist ein großer Mann, doch für seine Größe zu stark. Seine Gesichtszüge, wenn auch im Allgemeinen regelmäßig, drücken doch eine wilde Liederlichkeit aus, und wenn seine Augen Heiterkeit ausdrücken wollen, so werden sie grün und glänzend, wie die eines wilden Thieres.

Nach seinem Aeußern zu schließen, ist er etwa funfzig Jahr alt. Seine Haare sind dicht und kraus. Sein Anzug ist gewählt.

Er scheint sich zu wundern, daß ein Herr bei seiner Frau ist, jedoch macht er mir eine leichte Verbeugung, welche ich mit einer unmerklichen Neigung des Kopfes und mit solchem kalten Ausdrucke erwiedere, daß er davon überrascht zu sein scheint.

Ich gestehe, daß ich vor diesem Elenden mich nicht tiefer verbeugen konnte . . . jetzt erinnerte ich mich der armen Annette, ich denke an ihre Verwunderung, an ihre unsäglichen Leiden . . . ich erinnere mich der schrecklichen Scene auf den äußern Boulevard's . . . ich bin nicht mehr im Stande diesem Manne gegenüber ruhig zu erscheinen . . . ich fühle wie mir das Blut zum Herzen steigt . . . wie ich nicht mehr meinen Unwillen bemeistern kann . . . während ich noch meiner Herr bin, nehme ich meinen Hut . . .

— Sie gehen schon, Rochebrune? frägt mich Friederike.

— Ja, Madame, ja . . . verzeihen Sie, aber dringende Geschäfte . . . entschuldigen Sie . . .

Ich sage nichts mehr, und entferne mich ohne Herrn Dauberny zu grüßen.

Was wird Friederike von meiner Aufführung gegen ihren Mann denken, von meinem plötzlichen Fortgehen . . . ich weiß es nicht, aber wäre ich länger geblieben, es hätte eine Scene geben können.

Bei meiner Zurückkunft erwartete mich Pomponne, mit der Nachricht, daß Frau Potrelle dagewesen und mich bitten lasse,

doch so bald als möglich einmal nach der Straße Ménilmontant zu kommen.

Ohne zu zögern mache ich mich auf den Weg und stehe bald vor der Thürhüterin.

— Was giebt es, Frau Potrelle, rede ich sie an. Brauchen Sie Geld?

— Ach, nein mein Herr, das nicht ... die arme Mutter ... ihre Tochter ist recht krank ... Der Arzt sagte mir, daß er keine Hoffnung mehr hätte ... Ich habe es nicht Frau Landernoy gesagt, denn sie ist schon so trostlos ... Ich weiß nicht, wie ich ihr Muth einsprechen soll und da dachte ich an Sie, mein Herr.

Ich antwortete nicht, sondern ging zu zu Mignonne hinauf ... das Herz war mir zu voll und doch mußte ich versuchen, ihr ein wenig Hoffnung zu geben.

Ich gelange an das Kämmerchen. Die Thüre ist immer auf, Mignonne kniet vor der Wiege, ebenso wie das letzte Mal, als ich hier war. Aber sie spricht nicht ... ein tiefes Schweigen herrscht in diesem Raume. Die junge Mutter, die Blicke starr auf ihr Kind gerichtet, suchte aus dessen Mienen, aus dessen Athmen einige Hoffnung zu erlauschen.

Ich nähere mich, Mignonne wendet sich nicht um.

— Verzeihen Sie, sage ich, mich der Wiege nähernd, ich wollte Ihre kleine Tochter sehen.

Die gute Frau lispelte, mich mit thränenden Augen anblickend: O! mein Herr ... Sie sehen, wie sich dies arme Kind verändert hat ... seit zehn Tagen, daß Sie es nicht sahen ... Betrachten Sie es nur.

Arme Kleine! mein Herz wollte zerspringen, als ich die erschreckenden Verheerungen sah, welche so wenige Tage hervorgebracht hatten. Der Körper war zusammengeschrumpft, die Züge von nervösen Zuckungen bewegt, Alles deutet auf Leiden ... Solche Engel müssen leiden ... Was ist ihr Verbrechen?

Ich nehme die Hand des Kindes, sie ist immer noch heiß. Mit Angst beobachtet mich die Mutter, dann sagt sie: Mein Herr ... hoffen Sie noch? ...

— Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich immer hoffe.

— Ach ja, Sie haben Recht, sonst müßte man ja sterben!

Mignonne kann vor Weinen nicht weiter sprechen. Ich versuche durchaus nicht

ihre Thränen zu stillen, denn diejenigen, welche man unterdrückt, sind schädlicher, als diejenigen, welche man vergießt.

Mignonne zeigt auf ihr Kind und fährt zu sprechen fort: Sehen Sie, wie die Zähne eng aufeinander geschlossen sind, oh! das beunruhigt mich so sehr.

— Was sagt der Arzt?

— Er hat ein Tränkchen verordnet, aber sie nimmt nichts, sie will nichts trinken ... je mehr ich darauf bestehe, je mehr weint sie ... ich kann diese liebe Kl.ine nicht zwingen.

— Erlauben Sie, daß ich es versuchen darf. Geben Sie mir einen Löffel.

Mignonne bringt mir einen kleinen Löffel und eine Tasse, in welcher der vom Doctor verschriebene beruhigende Trank ist. Ich fülle den Löffel und reiche ihn dem Kinde, welches denselben nicht nehmen will; mit meiner linken Hand gelingt es mir jedoch einen Augenblick die Kinnladen zu öffnen, so daß ich den Inhalt des Löffels in den Mund gießen kann. Die Kleine weint zwar, doch hat sie einen Theil der Medizin eingenommen, dies wollte ich ja nur.

— Sie haben gesehen, wie ich es machte, sage ich Mignonne, Sie müssen es ebenso

machen, wenn sie wollen, daß die Kleine einnehmen soll.

— Ach! mein Herr, ich weiß nicht, ob ich es könnte . . . ob ich auch so geschickt wäre . . . und dann befürchte ich auch dem Engel wehe zu thun.

— Ich habe es doch nicht gethan.

— Das ist wohl wahr . . . aber sehen Sie doch, sollte man nicht glauben, daß sie leichter athmete . . . Oh, wenn es ihr gut gethan hätte.

— Das ist sehr wahrscheinlich . . .

— Ach! mein Herr, wenn Sie noch ein wenig hierbleiben könnten . . . und ihr noch einmal eingeben wollten . . .

— Ich thue es sehr gern; ich kann über meine Zeit verfügen und habe sie oft unnütz und schlecht angewendet, so daß ich es versuchen werde, dies bei Ihnen auszugleichen.

Das Kind schien einzuschlummern. Ich störe diese Ruhe nicht, aber nach etwa einer halben Stunde, als die Kleine wieder unruhig wurde, erneure ich meine Versuche und gebe ihr noch einen halben Löffel ein.

Ich bleibe noch einige Zeit und plaudere mit Mignonne, suche ihr Muth und Hoffnung zuzusprechen, hierauf entferne ich

mich und verspreche morgen wiederzukommen. Am folgenden Tage besuchte ich in der That die kleine Kranke und bleibe einen Theil des Tages bei Mignonne, da ich durch meine Unterhaltung den Muth dieser jungen Frau belebe; sie findet, daß Niemand so gut als ich ihrem Kinde eingeben kann. Ein wenig Besserung hat sich bei der kleinen Marie eingestellt. Der Arzt ist darüber ganz erstaunt und die Mutter faßt wieder Hoffnung.

So vergehen acht Tage, ohne daß ich es unterlassen hätte einige Stunden bei Mignonne zuzubringen. Ich glaube, daß sie noch immer einiges Mißtrauen in meine Absichten setzt, obgleich, da sie findet, daß ich mich besonders auf die Pflege der Kinder verstehe, sie mir jeden Tag, wenn ich sie verlasse sagt: Ach, wenn Sie doch morgen wiederkommen könnten!

Ich bin nicht zu Friederike gekommen, ich habe nicht Rosette wiedergesehen, was müssen die von mir denken? Als ich eines Tages gegen vier Uhr zu Hause komme, finde ich meine Freundin und meine Geliebte in meinem Zimmer.

Ich sah sogleich diesen Damen an, daß sie mir zürnen.

— Ah, da sind Sie, mein Herr, sagt

Rosette. Sie machen sich sehr selten ... Sie lassen sich kaum finden ... Denn, Gott sei's geklagt, schon dreimal kam ich vergebens. Ich weiß nicht, ob Ihr dummer Diener es Ihnen gesagt hat?

— Dieser Einfaltspinsel hat mir nichts gesagt ...

— Und da ist Ihre Freundin, welche, wie es scheint, auch öfters gekommen ist, ohne glücklicher als ich gewesen zu sein.

— Wie, Friederike, Sie haben sich vergebens bemüht hierher zu kommen, das betrübt mich sehr.

Friederike lächelt, aber mit dem ironi-Ausdrucke, welchen ich kenne, sie sagt: Wie es scheint, haben Sie sich meinetwegen nicht beunruhigt, da sie nicht wieder zu mir gekommen sind, seitdem Sie mich so plötzlich verließen. Ich begreife wohl, daß die Gegenwart meines Mannes durchaus nicht angenehm war ... Indeß aus Freundschaft für mich, hätten Sie dieselbe wohl etwas länger ertragen können.

— Sie sehen wohl, nahm Rosette das Wort, daß der Herr andere Intriguen jetzt hat, neue Liebschaften, welche meine Liebe und Freundschaft vergessen machen. Er kann nicht einen Augenblick uns widmen, er bringt

seine ganze Zeit ... den ganzen Tag bei seiner neuen Flamme in der Ménilmontant-Straße zu ... dort, in jenem Viertel kann allerdings nichts besonderes Vornehmes sein ... aber, man darf kein Kostverächter sein!

Ich sah nun wohl, daß Pomponne geplaudert und Klatschereien gemacht hatte.

— Ah! man hat Ihnen also gesagt, daß ich alle Tage nach der Ménilmontant-Straße gegangen wäre, sagte ich mit einer Ruhe, welche diese Damen noch mehr aufzureizen schien.

— Ja, mein Herr, zu einer jungen und niedlichen Blondine. Sie lieben also jetzt die Blondinen ... Nicht wahr, Sie lieben in allen Farben?

— Und diese Blondine, welche ich besuche, ist also meine Geliebte?

— Oh! nein ... es ist vielleicht Ihre Wäscherin. Wer weiß es? Sie gehen vielleicht nur hin, um das Platten Ihrer Westen zu beaufsichtigen! Ah! ah! ah! ... Erzählen Sie uns doch das, das muß höchst komisch sein.

— Ich werde nichts sagen, weil ich keinen Grund habe zu lügen.

— Oh ... Sie sind Ihr eigner Herr, Sie können ja thun und lassen, was Sie

wollen. Einmal ist Ihre Blondine ja auch schon hier gewesen . . . aber sie floh, als wenn die Windsbraut sie davonführt. Oh, wie schade, daß ich das nicht gesehen habe . . . ich hätte sie tanzen lassen . . . Polka, die Treppen hinunter! Aber wer weiß? vielleicht finde ich sie bald einmal hier . . . und da Sie nun fast alle Tage bei ihr sind, so wird sie wohl den Besuch erwiedern . . . Ich soll sie nur begegnen . . . ich spaße nicht, wenn ich eifersüchtig bin . . . diese Frau schlage ich . . . ja, ja mein Herr, ich werde sie schlagen.

Ich höre Rosette ruhig zu. Friederike sagt nichts, aber betrachtet mich.

— Rosette, Sie sind nicht so böse, als Sie es uns glauben machen wollen, sage ich, und will ihre Hand ergreifen, doch zieht sie dieselbe rasch zurück. Wenn Sie die junge Dame, von der Sie sprechen, hier treffen sollten, so werden Sie sie nicht beleidigen, hoffe ich, denn es wäre ebenso lächerlich, als wie Sie Madame hier beleidigten.

— Was sagen Sie? Wollen Sie uns noch immer weiß machen, daß diese Blondine Ihren Freundinnen ist . . . oh! mein Bester, das geht wohl einmal . . . und dann

ist Madame Friederike zwar Ihre Freundin, aber Sie bringen nicht den ganzen Tag bei ihr zu, nicht wahr, Madame?

— Ich sehe den Herrn sehr selten! sagt Friederike ärgerlich, und wenn er sich zufällig herabläßt mich zu besuchen, so benutzt er jede Gelegenheit, sich so schnell als möglich wieder zu entfernen. Doch zürne ich deshalb nicht ... ich weiß wohl, daß in der Freundschaft kein Zwang stattfinden darf ... allein man könnte wohl aufrichtiger sein.

Diese Worte sind in solchem Tone gesagt, daß ich fühle, wie sehr man mir zürnt. Plötzlich stürzt Rosette auf mich zu und schreit: Wer ist diese Frau, mein Herr, zu der Sie alle Tage gehen. Seit wann kennen Sie sie ... was machen Sie dort ... antworten Sie ... so antworten Sie doch ... Ich, ich bin nicht Ihre Freundin, verlange mithin, daß Sie sich mir gegenüber Zwang anthun.

— Zuerst, mein Fräulein, könnte ich bei dieser Art zu fragen, wohl jede Antwort verweigern ... Sie wollen wissen, was ich thue, haben Sie ein Recht dazu, und weiß ich denn Alles, was Sie thun, wenn ich Sie vergebens bei Ihren sieben Tanten suche ... jedoch will ich Ihre Neugierde

befriedigen, da ich mich gern in den Augen meiner Freundin Friederike rechtfertigen möchte, welche glaubt, nicht mein volles Vertrauen mehr zu besitzen.

— Also nur der Madame wegen sind Sie so gütig mir zu antworten . . . recht schmeichelhaft für mich! Doch das schadet nichts . . . reden Sie, mein Herr.

— Diese junge Person, welche ich allerdings seit mehreren Tagen besuche, und der in der Ménilmontant-Straße wohnt, ist durchaus nicht meine Geliebte, Ihre Voraussetzungen sind durchaus falsch, es ist ein armes Wesen, welche tugendhaft war . . . und welche nur verführt worden ist . . .

— Wie dumm! als wenn nicht alle Mädchen tugendhaft wären, bis sie verführt wurden.

— Das weiß ich wohl, doch wollte ich sagen, daß sie durchaus nicht diese Neigung zu Vergnügungen und zum Nichtsthun hatte, welche früher oder später ein junges Mädchen ihrem Untergange entgegenführt . . .

— Ah, sehr gut; verstehe wohl! . . . also eine Heilige, wenn sie nicht gesündigt hätte.

— Wenn Sie mich nicht ausreden las-

sen, Rosette, so ist es auch unnütz mich zu fragen.

— Verzeihen Sie, mein Herr, ich schweige schon.

— Dies junge Mädchen wurde Mutter ... ihr Verführer verließ sie.

— Ah so, doch was geht die ganze Geschichte Sie an ... wenn Sie nicht der Verführer sind?

— Zufällig erfuhr ich das Unglück dieser jungen Person ... ihr Schicksal rührte mich ... ich gab ihr Arbeit ... ich versuchte so viel als möglich sie zu unterstützen ... worüber erstaunen Sie, meine Dame, warum sehen Sie mich so sonderbar an? ...

— Fahren Sie nur in dieser rührenden Geschichte weiter fort, jetzt bringen Sie nun Ihre Tage bei dieser jungen Frau zu, wo Sie vielleicht stricken lernen!

Meinen Unwillen kann ich nicht länger unterdrücken. Wie betrübend ist es nicht, wenn man Gutes thut und und sich so beurtheilt sieht. Ich stand auf und sagte: Jetzt gehe ich alle Tage zu dieser jungen Frau, um sie zu trösten, dann vielleicht würde sie wahnsinnig, wenn sich Niemand ihrer annähme ... jetzt darf man sie nicht verlassen. Glauben Sie mir, Madame ... denn trau-

rig wäre es, wenn Sie annehmen könnten, daß man niemals Gutes ohne Eigennutz thun kann.

— Ich habe das nie von Ihnen gedacht, Karl, sagt Friederike und nähert sich mir. Allein man kann sich wohl wundern, wenn man im Besitze Ihres ganzen Vertrauens zu sein glaubt, und nun erfährt, daß Sie sich so mit einer jungen Frau beschäftigen, ohne davon je etwas zu sagen.

— Was mich betrifft, ruft Rosette aus, so bin ich nicht so leichtgläubig als Sie, Madame, ich glaubte nicht an diese unglückliche, unschuldige, verfolgte Frau ... es fehlt nur noch der wilde Gatte ... in der Art habe ich ein Stück gesehen ... Ich sage ja nicht, daß Sie diese Blondine nicht unterstützen ... ich glaube, im Gegentheil, Sie thun es nur zu sehr ... Sie sind von ihrem Unglück gerührt ... aber warum? weil Sie sie lieben ...

— Gewiß nicht, Rosette, ich wiederhole, daß Sie sich täuschen.

— Erlauben Sie, noch eine Frage, aber antworten Sie offen; ist diese junge Frau niedlich?

— Sie ist sehr hübsch.

— Da, ich war davon überzeugt ...

sehen Sie wohl, Madame, diese wohlthätigen Herrn unterstützen nur niedliche Frauen ... die häßlichen, ich weiß nicht woher es kommt, können seufzen und Noth leiden so viel Sie wollen. Also in Summa ... ich glaube nicht an Ihre Geschichte ... und werde wahrscheinlich den Bitten des Herrn Freluchon nachgeben und mich mit ihm verheirathen ... Sie haben, Madame ja seinen Schwammladen in der Straße Petit-Carreau gesehen. Ist derselbe nicht recht hübsch?

— Sehr hübsch, erwiedert Friederike Das Comptoir erschien mir von einer besonderen Eleganz ...

— Ah! wie ich darin herrschen will ... Adieu, Karl ... Sie haben mir einen Streich gespielt, ich werde mich verheirathen!

Rosette geht fort und ich gestehe, daß ich durchaus nicht sie zurückzuhalten versuchte ... was sie mir gesagt hat, ärgerte mich zu sehr.

Was Friederike betrifft, so sehe ich wohl, daß sie in ihrem Herzen den ungerechten Argwohn der Grisette theilt. Sie bleibt zwar noch einige Zeit bei mir, jedoch sagt sie nun fast nichts mehr. Endlich verläßt sie mich auch und wie ich ihre Hand drücke, so erwiedert sie es kaum. So glaubt man

uns, wenn wir die Wahrheit sagen ... oh, hätte ich gelogen, so bin ich überzeugt, keine Ungläubige gefunden zu haben?

Ein Trost.

Lange kann ich diese beiden Besuche nicht vergessen. Ich wußte wohl, daß mein Verhältniß mit Rosette nicht lange dauern würde, und ein Bischen früher oder später, wenn eine Sache doch aufhören soll, so ist man darauf vorbereitet. Ueberdies hatte ich seit meinen Nachforschungen bei den Tanten, nicht mehr das geringste Vertrauen zu Rosetten.

Aber Friederike ... es so übel zu nehmen, daß ich mich einer jungen Frau, welche so unglücklich ist, annehme; das wundert mich; sie hat ein so vortreffliches Herz, warum will sie also nicht, daß andere diese Eigenschaft auch haben!

Einen Augenblick war ich willens zu Madame Dauberny zu gehen, jedoch fand ich, daß es den Anschein haben könnte, Verzeihung zu erbitten, ohne ihre Erlaubniß Gutes gethan zu haben. Nein, man muß sein Recht behaupten, desto schlimmer für

diese Leute, die in Allem und überall nur Schlechtes sehen.

Dies Alles hatte mich länger, als gewöhnlich in meiner Wohnung aufgehalten ... es ist schon ziemlich spät, als ich zu Mignonne komme. Frau Potrelle ist nicht in ihrer Loge. Ich ersteige rasch die Treppe, eine traurige Ahndung beängstigt mich, sollte das arme Kind kränker sein?

Ich gelange bei Mignonne an. In dem kleinen Zimmer finde ich bei der Mutter den Arzt, die Thürhüterin uud noch eine Nachbarin.

Mignonne weint und ruft laut schreiend nach ihrem Kinde, dann fällt sie in Ohnmacht.

— Die kleine Marie lebt nicht mehr, sagt mir der Arzt mit leiser Stimme, sie erlag soeben leichten Krämpfen ... das Kind konnte nicht wieder genesen, ich wußte es wohl.

Ich nähere mich der Wiege; Mignonne, die eben aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen ist, erblickt mich, erhebt sich schnell, stößt den Arzt zurück und stürzt auf mich zu.

— Ach, da sind Sie! ... da sind Sie ... warum kommen Sie so spät ... aber Sie werden ihr eingeben ... nicht wahr ...

Sie werden dieses geliebte Kind wieder erwecken . . . es ist ja nicht todt . . . Oh, nein! der Himmel hat mir mein Kind nicht genommen . . . da . . . aber geben Sie ihr ein . . . öffnen Sie doch ihre Lippen . . . Sie sehen ja, daß sie nicht weint . . . daß sie sich nicht weigert.

Und schon hat sie ihr Kind ergriffen und bedeckt es mit Thränen und Küssen . . . plötzlich schreit sie laut auf, drückt ihre Tochter an ihr Herz und flüstert: Kalt . . . kalt! . . . erwärmen Sie sie doch, mein Herr . . . Sie sehen ja, daß sie sonst stirbt . . .

Diese Scene ist herzzerreißend. Selbst der Arzt kann seine Thränen nicht zurückhalten. Zum Glück verliert Mignonne das Bewußtsein. Wir benutzten diesen Augenblick, um sie fortzuschaffen. Die noch anwesende Frau wohnt nebenan und erbietet sich die unglückliche Mutter aufzunehmen und zu pflegen.

Wir legen Mignonne in einen großen Lehnstuhl, und tragen die unglückliche Mutter, ohne das sie zum Bewußtsein wieder erwachte, zur Nachbarin. Frau Potrelle bleibt und betet bei der Leiche. Ich entferne mich, traurig und ernst gestimmt. — —

Funfzehn Tage sind seitdem vergangen,

ich habe noch immer nicht den Muth Mignonne wiederzusehen, ich befürchte, daß mein Anblick ihr wehe thut, sie würde dadurch wieder an ihr Kind erinnert werden.

Ich ging zu Madame Dauberny, man sagt mir, daß sie für einige Zeit auf's Land gegangen wäre. Von Rosette erfuhr ich nichts mehr.

An einem heißen Sommertage entschloß ich mich zu Mignonne zu gehen. Ich hatte sie in den Händen ehrlicher Leute, welche sich für sie interessirten, gelassen. Der Arzt hatte mir versprochen, sie unausgesetzt zu besuchen, deshalb hatte ich auch das Wiedersehen aufgeschoben.

Ich komme zu Frau Potrelle; die gute Frau ist da, kaum wage ich sie zu fragen ... sie erräth mich, und kommt meinen Wünschen entgegen.

— Mein Herr, Madame Landernay war recht krank, fünf Tage war man für ihr Leben besorgt, aber endlich hat sie ihre Gesundheit oder vielmehr Gefühl für ihre Leiden wieder erlangt, denn immer zu weinen und nur essen, um sich zu erhalten, nenne ich nicht Gesundheit. Vor vier Tagen wollte sie durchaus in ihre Wohnung ... in die kleine Kammer da oben, doch gab es die

Nachbarin nicht zu. Da aber der Arzt meinte, daß man ihren Wünschen nicht entgegen sein sollte, um ihre Leiden nicht zu vermehren, so ist sie oben wieder eingezogen. Ach, mein Herr, wenn Sie das Schluchzen gehört hätten, als sie die Wiege ihres Kindes wiedersah! sie beugte sich darüber, als ob sie ihr Kind darin suchte, und rief aus: Das also allein bleibt mir von ihr!

Ich antwortete nichts, aber ich gehe zu Mignonne hinauf.

Vor der Thüre angekommen, finde ich diese jetzt geschlossen. Ich höre nichts, ein tiefes Schweigen herrscht an diesem Orte. Ich klopfe leise an die Thüre. Kurz darauf läßt sich die sanfte Stimme Mignonn's hören: Wer ist da?

— Ich, Madame, öffnen Sie gefälligst.

Ohne Zweifel hat sie meine Stimme erkannt, da sie plötzlich öffnet; sie sieht mich an und zeigt mit einem herzzerreißenden Ausdrucke auf die Wiege, indem sie sagt: Wozu kommen Sie jetzt noch ... sie ist ja nicht mehr ... Sie können nichts mehr für sie thun ... und ich ... ich brauche nichts mehr.

Sie sinkt auf einen Stuhl. Ich stelle mich vor sie hin und sage mit ehrerbietigen

aber festem Tone: Ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen . . . Folgen Sie mir gefälligst, nehmen Sie Ihren Hut, Ihr Tuch . . . bitte, folgen Sie mir, im Namen Ihres Kindes bitte ich Sie darum.

Mignonne betrachtet mich mit Erstaunen, aber kaum spreche ich den Namen ihres Kindes aus, so erhebt sie sich und ist gleich darauf zum Ausgehen bereit.

Ich gehe voran, sie folgt mir. Mutter Potrelle macht große Augen, als wir bei ihrer Loge vorbeigehen, doch halte ich mich nicht auf. Ich war mit einem Fiaker gekommen, welcher mich an der Thüre noch erwartete. Ich hebe Mignonne in den Wagen, nehme neben ihr Platz, der Kutscher weiß schon wohin er uns fahren soll und fort geht es. Mignonne spricht nicht ein Wort und ich achte ihr Schweigen. Beim Kirchhofe Père-Lachaise hält der Wagen. Ich steige zuerst aus und reiche Mignonne die Hand; sie scheint in lebhafter Bewegung zu sein, als sie den Friedhof, vor dem wir halten, erblickt, ihre Augen beleben sich, sie sieht mich an, ergreift darauf eiligst meine Hand und folgt mir. Da sie mich nicht losläßt, so fühle ich wie sie zittert und schaudert. So führe ich sie auf den Wegen zwi-

schen der Grabhügel, bis wir den Gipfel eines Hügels erreicht haben, wo Cypressen ein dichtes Gebüsch bilden, ich lasse sie hereintreten. Dort ist ein Grabstein, einfach, wie der Gegenstand, den es bedeckt. Ein Sandstein liegt auf der Erde und auf demselben steht eine kleine weiße Marmorsäule. Auf dieser Säule sieht man einen Engel, welcher aus einer Wiege auffliegt, darunter liest man nur:

Hier ruht Marie Landernay.

Dies bescheidene Denkmal ist mit frisch gepflanzten Blumen umgeben, ein niedriges Gitter umschließt das Ganze. Ich öffne die Thür desselben, wovon ich den Schlüssel hatte, zeige Mignonne das Grab und sage nun: Dort ist Ihre Tochter.

Die junge Frau, welche nur zitternd vor nervöser Aufregung und stillschweigend gefolgt war, hat kaum einen irren Blick auf dies Grabmal geworfen und den Namen ihrer Tochter gelesen, so schreit sie laut auf und sinkt auf die Knie wie zum Gebet; hierauf erhebt sie sich weinend, wirft sich in meine Arme und drückt mich an ihr Herz, leise flüsternd: Mein Freund! . . . mein Freund! und ich konnte Sie verkennen . . .

Oh! verzeihen Sie . . . wie liebe ich Sie jetzt! . . . meine Tochter ruht dort . . . ich kann also nun auf ihrem Grabe beten . . . pflegen und erneuern die Blumen, welche es umgeben . . . Ah! . . . ich athme wieder . . . Sie haben mir Muth gegeben, noch zu leben . . .

— Ich habe noch etwas, sagte ich, in meiner Tasche greifend und ein sorgfältig zusammengelegtes Papier herausziehend, welches ich an Mignonne gab.

Die junge Frau nimmt es und ein Blitz der Freude verklärt ihr Gesicht, sie bedeckt die Haare ihrer Tochter mit Küssen, wirft sich hierauf in meine Arme und sagt: Oh! Dank . . . Dank, mein Freund . . . ich habe also nicht Alles verloren . . . ich habe noch etwas von ihr . . . ihre Haare . . . so weich . . . so fein . . . da sind sie . . . sie sollen mich nie verlassen . . . Ach, lassen Sie mich Ihnen nochmals danken . . .

Sie stützt ihren Kopf an meine Schulter und vergießt zahlreiche Thränen, aber diese sind süß und erleichtern ihren Schmerz.

Mignonne kniet vor dem Sandstein. Ich entferne mich, um ihr Gebet nicht zu stören.

Endlich, nachdem sie lange bei ihrer Tochter war, kommt sie mir nach. Es ist

aber nicht mehr dieselbe Frau, als wie sie ihr Zimmer verlassen hatte. Ihr finsterer Schmerz, ihr irrender Blick hat sich in fromme und sanfte Ergebung verwandelt.

Ich bringe die junge Frau nach ihrer Wohnung zurück, unterwegs versuche ich nicht ihren Schmerz zu bekämpfen, ihr aber begreiflich zu machen, daß das nicht die Unglücklichsten sind, welche sterben.

Als Frau Potrelle uns zurückkommen sieht, ist sie ganz erstaunt über die Veränderung, welche sich mit ihrer Miethsrin zugetragen hat, aber sie wagt doch nicht uns auszufragen. Mignonne eilt die gute Frau zu umarmen und sagt: Oh! ich bin nicht mehr so unglücklich ... ich habe auf dem Grabe meiner Tochter gebetet ... den Schlüssel habe ich dazu ... und herum sind Blumen ... ich werde sie pflegen ... Marie wird zufrieden sein ... Sehen Sie, ich habe ihre Haare ... und ihm ... diesem Herrn ... meinem besten Freunde verdanke ich das Alles ... Ach! wie Recht hatten Sie, da Sie mir sagten, ich thäte Unrecht ihm zu mißtrauen.

Ich sage Mignonne Lebewohl, um mich den Lobeserhebungen der Frau Potrelle zu entziehen. Die junge Frau giebt mir die

Hand und sagt: Jetzt hole ich mir selbst die Wäsche ab, welche Sie mir anvertrauen wollen . . . Sie erlauben es mir, nicht wahr?

— Ich bitte sogar darum, und im Interesse Ihrer Gesundheit verpflichte ich Sie sogar, sich mit aller Sorgfalt meiner Wäsche anzunehmen, denn nichts zerstreut mehr als die Arbeit.

Mignonne zögert nicht ihr Versprechen zu halten; sie kommt des Morgens und ist allein; sie will mir beweisen, daß sie mir vollkommenes Vertrauen schenkt. Ich unterhalte mich etwas mit ihr. Wir sprechen von ihrer Tochter, dieser Gegenstand interessirt sie am meisten. Diejenigen Menschen, welche Anstand nehmen von denen, die sie verloren haben, zu sprechen, wollen sie schnell vergessen. Aber wenn man nicht wünscht, die, welche nicht mehr sind, zu vergessen, warum scheut man sich denn von ihnen zu sprechen!

Ich gehe darauf aus und sage zu Mignonne: Die Schlüssel stecken überall. Sehen Sie nach, untersuchen und nehmen Sie mit, was Sie wollen. Das ist Alles Ihre Sache und wenn Sie etwas brauchen, so hat mein

Bedienter den Befehl Ihnen, so wie mir selbst, zu gehorchen.

So vergehen einige Wochen. Anfänglich kam Mignonne alle vier oder fünf Tage, dann öfters, dann alle zwei Tage und sehr oft läßt sie sich bei mir nieder, um zu arbeiten, denn sie sagte mir einst: Ist nur eine geringe Ausbesserung nöthig, so würde es sich nicht der Mühe lohnen, es mitzunehmen, ist es Ihnen nicht unangenehm, so mache ich es gleich hier.

Und da es mir durchaus nicht unangenehm ist, wenn diese junge Frau bei mir arbeitet, da ich mit Freuden bemerke, daß ihr Schmerz ruhiger und ergebener ist und sie bei mir mehr Zerstreuung, als in ihrem Zimmer hat, so bin ich der Erste sie zu bitten, sich bei mir einzurichten, wenn es ihr angenehmer wäre.

Nur Pomponne scheint es sehr unangenehm zu sein, daß diese junge Frau bei mir arbeitet, selbst wenn ich nicht da bin, um so mehr als Mignonne durchaus nicht plauderhaft ist und ich ihm verboten habe, sich nicht zu erlauben irgend eine Frage an sie zu richten.

Die Vermuthung.

Friederike ist noch immer nicht vom Lande zurückgekehrt, sie wird wahrscheinlich dort den ganzen Sommer zubringen, sie hätte mir wohl sagen können, wohin sie ginge und mich einladen einige Zeit bei ihr zuzubringen.

Friederikens Abwesenheit ist mir unangenehm und die Gleichgültigkeit, welche sie mir bezeigt, kränkt mich. Ich könnte ihr zürnen, ich möchte ihn wohl sagen, daß ich recht böse bin. Wo ist sie? was macht sie? . . . wen sieht sie jetzt? Sie will, daß man ihr alles sagen soll, doch sie sagt nichts!

Eines Tages, als Mignonne in meiner Vorstube arbeitet und ich nicht, wie gewöhnlich, ausgegangen bin, klingelt es. Die junge Frau steht rasch auf und sagt: Ich werde fortgehen.

— Warum denn, Mignonne? bleiben Sie, Sie stören mich durchaus nicht; sollte die Person, welche kommt, mir etwas besonderes zu sagen haben, so nöthige ich sie in mein Zimmer. Sie brauchen also nicht fortzugehen.

Mignonne setzt sich wieder und Ballan-

gier tritt bei mir ein. Er trägt immer noch eine Blouse und Mütze, jedoch ist seine Haltung untadelhaft und seine Hände sehr rein. Als er die junge Frau bei mir sieht, ist er überrascht uud will wieder fortgehen.

— Verzeihe . . . hätte ich gewußt, daß . . . Du hast Besuch . . . Pomponne sagte, ich könnte eintreten.

— Ganz gewiß; tritt näher, die Dame flößt Dir doch keine Furcht ein! lege ab ... setz Dich und laß uns plaudern.

Ballangier entschließt sich zum Setzen, Mignonne fährt zu arbeiten fort und behält die Augen niedergeschlagen.

— Nun wie geht es! Hast Du immer Arbeit? ist man mit Dir zufrieden? ich bin davon überzeugt, ich sehe es Dir an.

— Ja wohl, mein Herr ist mit mir sehr zufrieden und ich bin es auch. Wenn Du wüßtest, wie reich ich jetzt bin . . . ich spare . . . denke, ich habe schon fünfundsiebzig Franken erspart.

– Das ist brav, mein Freund, sobald man nur erst etwas bei Seite gelegt hat, so wächst das, wie eine Schneelawine; wohlhabend zu werden ist nicht so schwer, als man glaubt, man braucht oft nur es ernst-

haft zu wollen. Aber man muß es mit Beständigkeit, mit Festigkeit wollen.

— Oh, das will ich jetzt, und ich befürchte nicht wieder anders zu werden. Sieh, wenn ich jetzt einen betrunkenen Menschen sehe, so muß ich erröthen, ich schäme mich ... und ich muß mir sagen: wie war es möglich, daß ich mich auch so herabwürdigen konnte.

— Und die Lektüre?

— Unterhält mich auch sehr, aber es giebt Sachen, welche ich mehrere mal lesen muß, um sie zu verstehen.

— Soll ich Dir andere Werke geben?

— Danke schön, heute nicht, ich habe einen Auftrag meines Herrn zu besorgen und da ich bei Deiner Wohnung vorbeiging, so erlaubte ich mir heraufzukommen.

— Daran hast Du recht gethan, denn jetzt sehe ich Dich mit vielem Vergnügen ...

Ballangier lächelt und betrachtet Mignonne von der Seite. Wir plaudern noch einige Zeit zusammen. Dann erhebt sich Ballangier und sagt, daß er nun nicht länger Zeit habe. Ich begleite ihn bis auf den Flur, er sagt mir Lebewohl und fügt hinzu: Die kleine Frau, die bei Dir arbeitet, ist allerliebst.

— Ja . . . allerdings ist sie sehr niedlich . . . und was noch mehr Werth hat, sie ist rechtschaffen und anständig.

— Ist das Dein Ernst?

— Ja wohl. Ich werde Dir ein andermal sagen, wer sie ist.

Ballangier ist fort, ich gehe zu Mignonne zurück, welche immer noch arbeitet und nichts sagt. Doch wette ich, daß sie erstaunt ist, daß ich mich mit einer Person in Blouse und Mütze dutze.

Pomponne bringt mir einen großen Brief, welchen der Portier heraufgebracht hat, er ist gedruckt, also eine Heirathsanzeige, wir wollen doch sehen:

„Die Damen Falourdin, Riflot, Piquette, Dumarteau, Lumignon, Chamouillet und Cavalos beehren sich die Verheirathung ihrer Nichte, Fräulein Rosette Gribiche, mit Herrn Julius Cäsar Octavian Freluchon, Schwammhändler, anzuzeigen.“

Ah, Rosette hat mich nicht vergessen, das ist zu sehr liebenswürdig. Doch da unten steht von ihr geschrieben: Ich gebe mir die Ehre, Sie zu einem Ball einzuladen, welcher bei Chapart in der Angouleme-Straße stattfinden wird. Ich hoffe auf die Polka.

Oh, daran erkenne ich meine trotzige Grisette! . . . sie wäre im Stande den ganzen Abend mit mir zu tanzen und wer weiß ob sie nicht noch anderes von mir verlangte . . . aber ich werde diese Einladung nicht annehmen, nicht zu ihrer Hochzeit gehen . . . ich will vernünftiger als sie sein. Später soll es mir Vergnügen machen, bei ihr einen Schwamm zu kaufen, indeß wünsche ich, daß Herr Freluchon glücklich wird, wovon ich im Voraus überzeugt bin.

Als ich Abends zu Hause komme, sagt mir Pomponne, sich die Hände reibend: Es war noch ein Besuch da, Sie sind immer ausgegangen, wenn Madame Dauberny kommt.

— Madame Dauberny war hier . . . das ärgert mich sehr, sie nicht gesehen zu haben.

— Madame Dauberny hat längere Zeit gewartet und mit Ihrer Nätherin sich unterhalten.

— Wer ist meine Nätherin? kannst Du nicht sagen: Madame Landernay.

— Da diese Frau aber für Sie näht, so glaubte ich, daß es ihre Nätherin wäre.

— Was hat Friederike gesagt, als sie fortging? wird sie morgen wiederkommen.

— Ah, mein Herr, sie wird weder morgen noch überhaupt wiederkommen, denn beim Fortgehen sagte sie mir: Sagen Sie ihrem Herrn, daß ich nicht mehr wiederkommen würde.

— Das hätte sie gesagt, das ist nicht möglich, Pomponne, Du irrst Dich, Friederike konnte das nicht sagen.

— Entschuldigen Sie, mein Herr, aber gesagt hat sie es, ich war so verwundert darüber, daß ich erwiederte: Madame, zürnen Sie meinem Herrn?

— Oh, daran erkenne ich Dich, immer neugierig und zudringlich! Nun was antwortete sie darauf.

— Sie sagte: Dies geht Sie nichts an!

Ich begreife nicht wie Friederike sagen konnte, was mir Pomponne berichtet. Wäre sie sehr oft gekommen, ohne mich zu finden, so ließe es sich vielleicht erklären, aber mehr als zehnmal bin ich, als sie auf dem Lande war, bei ihr gewesen. Doch was thut das, morgen werde ich zu ihr gehen und hoffentlich Aufklärung erhalten.

Am andern Tage habe ich nach dem Frühstück nichts Eiligeres zu thun, als zu Madame Dauberny zu gehen, Sie ist zu Hause und nimmt mich an.

Ich finde Friederike in einem Morgenrocke, ihre schönen Haare fallen zu beiden Seiten des Gesichts in langen Locken herab. Sie ist sehr blaß und sieht gleichgiltig und verdrießlich aus.

— Sie sind es, Karl.

— Ja, ich bin es. Sie waren gestern bei mir, ich bedaure sehr abwesend gewesen zu sein, doch scheint mir, das dies nicht erklärt, was mir meine Bediente sagte: daß Sie nie wiederkommen würden . . . was bedeutet das . . . ich war wohl zehn-, funfzehnmal seit Ihrer Abreise hier und Sie haben nicht daran gedacht, mir Nachricht von Ihnen zu geben; ich konnte nicht schreiben, da ich ja nicht wußte, wo Sie waren, aber ich komme doch wieder, denn unermüdlich bin ich, wenn ich die Hoffnung habe, Sie zu sehen . . . also, was haben Sie . . . was habe ich gethan, warum zürnen Sie mir . . . denn Sie sind mir böse, ich sehe es wohl, da Sie mich so kalt empfangen . . .

Friederike hat mich aufmerksam angehört, sie zwingt sich zu lächeln, reicht mir die Hand und sagt: Alles was Sie sagen, ist wahr, ich habe nicht das Recht böse zu sein; aber ich bin es auch nicht.

— Ich glaub doch.

— Gewiß nicht.

— Warum sagten Sie zu Pomponne, daß Sie nie wiederkommen würden?

— Weil ... weil Sie jetzt eine Frau bei sich wohnen haben ... so dachte ich, daß meine Besuche nur ...

— Wahrhaftig, ich begreife Sie nicht, weil Jemand, der meine Wäsche besorgt, zu mir kommt ... sie holt, wiederbringt ... welchen Bezug hat das zu unserer Freundschaft!

— Weil ... diese junge Frau ... Sie interessiren sich so sehr für dieselbe ...

— Ja, Madame; sie hat ihr Kind verloren, ihre kleine Tochter, welche ihr ganzes Glück war ... das scheint mir ein Grund mehr zu sein, ihren Schmerz lindern zu suchen.

— Oh, gewiß ... es scheint, daß Sie für dieselbe ganz Außergewöhnliches gethan haben, denn sie ist Ihres Lobes ganz voll ... sie erhebt Sie in den Himmel ... seien Sie getrost, mein Freund, sie ist sehr dankbar.

— Das erscheint Ihnen doch nicht außergewöhnlich, da Sie ja behaupten, daß Undankbarkeit das größte Laster ist.

— Nein, nein, ich finde das ganz in der Ordnung ...

— Mein Gott, Friederike, Sie setzen mich in Erstaunen, wenn man Sie so sprechen hört, so sollte man glauben, Sie wären boshaft, gefühllos, und ich weiß doch, daß Sie es nicht sind.

— Diese junge Frau ist sehr niedlich.

— Das ist wahr, aber wäre denn das ein Grund nichts für sie zu thun!

— Nein, im Gegentheil ... das ist ein Grund sich recht lebhaft für sie zu interessiren, sie bei sich arbeiten zu lassen ... ganze Tage über sie bei sich zu haben ... ah! ah! ah! wahrhaftig Rosette war nicht so einfältig als ich ... sie hatte gleich die Wahrheit errathen!

— Was wollen Sie damit sagen, Friederike?

— Damit will ich sagen, daß Sie diese junge Frau lieben ... daß Sie verliebt in sie sind und Sie sie zu Ihrer Geliebten machen wollen ... nun, mein Gott! ... das ist ganz einfach, ganz natürlich, ich table Sie deshalb nicht, Sie sind frei, sie ist es auch ... Sie haben vollkommen das Recht ... mit ihr zu leben, wenn es Ihnen so gefällt ... aber was ich unrecht finde ... was

mich schmerzt . . . ist, daß Sie mir immer Ihre Gefühle verschweigen, daß ich Ihre Liebschaften, Ihre Geheimnisse nur von andern erfahre . . . daß Sie nicht so unbedingtes Vertrauen in mich setzen um mir . . . Ihre neuen Liebschaften zu erzählen . . . das ärgert mich . . . und da ich weder Ihre Geliebte, noch Ihre Freundin bin . . . also für Sie nichts bin . . . so halte ich es auch für unnöthig, unsere Verbindung fortzusetzen.

Ich bin sehr bewegt, ich ärgere mich nicht, aber ich bin bekümmert, wahrhaft bekümmert von einer Frau so falsch beurtheilt zu werden, der ich mein ganzes Herz offen halten, welcher ich meine geheimsten Gedanken sagen wollte; ich hoffte in ihrem Herzen so zu lesen, als sie es in meinem es thun sollte. Der Vorwurf, ihr nicht mein Vertrauen geschenkt zu haben, überrascht und kränkt mich, und da ich vollkommen unschuldig bin, so versuche ich auch nicht, mich zu rechtfertigen.

Ich nehme meinen Hut und will fortgehen, da ruft mir Friederike zu: Sie wollen schon gehen?

— Ja, Madame. Ich glaube, daß es unnöthig ist, noch länger bei Jemanden zu bleiben, der meine Worte und meine Freund-

schaft bezweifelt. Ich hoffte, daß Sie mich anders beurtheilten und besser kennten . . . Ich habe mich getäuscht . . . Bald werden Sie Ihren Irrthum erkennen . . . dann werden Sie mir vielleicht die Freundschaft wieder anbieten, welcher Sie mich jetzt unwürdig halten . . . und ich werde stets glücklich sein, eine solche Auszeichnung zu verdienen.

Friederike betrachtet mich, sie scheint bewegt, doch unterdrückt sie diese aus ihrem Herzen kommende Bewegung, und ich entferne mich mit dem Vorsatze, sie nicht wieder aufzusuchen. Wahrhaftig, man kann auf die Freundschaft einer Frau ebenso wenig, als auf Ihre Liebe rechnen. Diese Damen müssen bei allen ihren Neigungen Unbeständigkeit oder Eigensinn haben.

Den Tag nach diesem Besuche bringt Mignonne wie gewöhnlich Wäsche, aber gegen ihre Gewohnheit will sie, nachdem sie andere genommen hat, gleich wieder fortgehen.

— Sie arbeiten heute nicht bei mir? frage ich die junge Frau. Mignonne wird verlegen, sie zögert mit der Antwort, endlich stottert sie mit niedergeschlagenen Augen: Mein Herr . . . weil . . . wenn ich so

oft bei Ihnen bleibe . . . befürchte ich lästig zu werden.

— Warum auf einmal diese Befürchtung, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich die Personen, mit welchen ich allein sein will, in meinem Zimmer annehmen werde . . .

— Das ist wohl wahr, mein Herr.

— Also, warum diese Voraussetzung, welche neue Gedanken haben Sie bekommen?

— Ich, ich habe keine bekommen.

— Wer denn also?

— Vorgestern kam eine Dame . . . hat Ihr Diener es Ihnen nicht gesagt?

— Ja, er sagte es mir.

— Diese Dame setzte sich . . . sie blieb lange bei mir und examinirte mich sehr genau. Diese Dame hat ein so sonderbares Benehmen, wenn sie von Ihnen sprach, so sagte sie kurz: Rochebrune oder Karl . . . sie scheint mit Ihnen sehr bekannt zu sein!

— Nun, weiter . . .

— Nachdem sie mich lange betrachtet hatte, so daß ich dadurch in große Verlegenheit kam, fing sie endlich zu sprechen an. Sie fragte so viel über die Entstehung unserer Bekanntschaft . . . seit wann ich sie besuchte . . . und dann . . . so viel andere Sachen . . . welche ich jedoch nicht zu wieder-

holen wage. Ich begnügte mich, ihr die Wahrheit zu erzählen, alles das, was Sie für mich gethan haben, was ich Ihnen alles verdanke. Sie zürnen doch nicht, daß ich das Alles dieser Dame gesagt habe?

— Warum sollte ich deshalb zürnen?

— Sonderbar war es, daß diese Dame nicht zufrieden schien, Sie so loben zu hören, wie Sie es verdienen! Sie zuckte mit den Achseln . . . oh, ich sah es wohl . . . endlich sagte sie: das Alles ist ganz schön, aber das Ende davon ist auch leicht abzusehen. Wenn eine junge Frau sich so häuslich bei einem jungen Manne niederläßt . . . bei einem unverheiratheten . . . so muß ihre Herzensneigung stärker sein, als die Sorge für ihren Ruf . . . sie muß sich dann nicht wundern, wenn man sie für die Geliebte dieses jungen Herrn hält . . .

— Das hat sie gesagt!

— Ja und als sie fortging, sagte sie: Ich wollte Sie nicht kränken, ich wollte Ihnen nur einen Rath geben. Oh, diese Dame hat mir recht wehe gethan! . .

— Und deshalb wollen Sie heute nicht hier arbeiten?

— Oh! nicht meinetwegen, sondern nur

Ihretwegen thue ich es. Diese Dame behauptete, daß nun keiner Ihrer Freunde Sie mehr besuchen würde . . . ich möchte doch nicht dazu die Veranlassung sein.

— Das können Sie, Mignonne, unmöglich glauben! Sagen Sie nur, daß Sie nicht für meine Geliebte gelten wollen . . . und daß Sie vielleicht noch glauben . . .

— Oh, mein Herr . . . bitte, fahren Sie nicht fort . . . Nachdem Sie das Alles für mich gethan haben . . . schon die Erinnerung an meine Tochter allein läßt mich Sie verehren . . . Und, was kümmert mich, was die Welt sagt! kenne ich sie denn, habe ich denn noch einen Ruf zu bewahren . . . indem Sie meiner Tochter eine Ruhestätte gaben, haben Sie mir wieder Kraft zum Leben gegeben, Sie und die Erinnerung an Marie sind meine Welt! . . . das Uebrige ist für mich nicht da . . . Oh, wenn Sie erlaubten, daß ich bleiben dürfte, sagen Sie es noch einmal und ich schwöre Ihnen, daß ich mit der größten Freude gehorchen werde.

— Dann bleiben Sie, Mignonne.

Die junge Frau holt schnell ihre Arbeit hervor, nimmt die Nadel und beginnt auf ihrem gewöhnlichen Platze zu arbeiten, nach-

dem sie mir mit freudestrahlendem Gesichte zugelächelt hat.

Nun, diese wenigstens schenkt mir noch dasselbe Vertrauen.

Ueberall Liebe.

Mignonne kommt unausgesetzt zu mir. Schon bemerke ich eine bedeutende Ersparung in meinen Ausgaben, da ich diese junge Frau gebeten hatte meine Wirthschaft zu führen, womit ich mich nie befassen konnte. Sie besorgt das mit einem Eifer, mit einer Umsicht, welche mich in Erstaunen setzt. Es geht mir wie Ballangien, ich werde reicher und doch mangelt mir nichts, im Gegentheil alles ist besser. Ich finde, daß eine Frau sehr nützlich in einem Hause ist.

Mignonne bekommt Farbe wieder, ihre Gesundheit befestigt sich; sie lacht niemals, aber mitunter umschwebt ein sanftes Lächeln ihre Lippen. Ich bin über diese Veränderung glücklich, und als ich dies ihr sage, erwiedert sie mir: Das ist Ihr Werk.

Wenn wir plaudern, erzählt sie mir von ihrer Tochter, sie geht fast alle Tage hin, und oft sehe ich an ihrer Brust eine Blume,

welche sie mit Küsse bedeckt. Ich errathe, wo sie diese Blume gepflückt hat.

Ballangier wollte mich besuchen, ich war nicht zu Hause, aber er fand Mignonne, und wie mir Pomponne erzählt, so ist er länger als eine Stunde mit ihr zusammen gewesen, obgleich sie nur sehr wenig gesprochen haben.

— Sie haben Besuch gehabt, frage ich Mignonne.

— Ja, mein Herr, der junge . . . Handwerker . . . denn wie es scheint, ist es ein Handwerker . . .

— Ja, er ist Kunsttischler. Was hat er Ihnen gesagt?

— Er sprach sehr wenig . . . Doch sagte er mir so viel, daß ich daraus errathen konnte, daß Sie auch sein Wohlthäter sind, daß er Ihnen viel verdankt . . .

— Nein, ich bin durchaus nicht sein Wohlthäter. Was ich für ihn that, war eine Pflicht. Früher war er schlecht, führte ein faules und liederliches Leben . . . er war gegen meine Bitten und Vorstellungen taub. Damals war mir seine Gegenwart so unangenehm, als jetzt angenehm. Er hat sich geändert und ist jetzt ein ordentlicher Mensch

und guter Arbeiter geworden, und gewiß wird er dereinst ein guter Ehemann werden. Wenn Ballangier so eine Frau wie Sie finden könnte, sanft, wirthschaftlich, arbeitsam, so würde er ganz glücklich sein.

Mignonne ist ernsthaft geworden. Sie blickt zur Erde und flüstert: Oh, mein Herr, Sie wissen wohl, daß ich niemals daran denken darf, mich zu verheirathen . . . Sie wissen ja, daß ich Mutter war . . .

— Wenn Sie dem, welchen Sie lieben würden, nichts verschweigen, so sind Sie der Liebe und der Achtung eines braven Mannes noch würdig . . . darf man dann so streng sein . . . jeder hat ja gesündigt . . . der eine mehr, der andere weniger.

— Uebrigens, mein Herr, werde ich nie nöthig haben, mein Leben zu erzählen, da ich mich nie verheirathen werde.

— Man kann nicht in die Zukunft sehen!

— Oh, das kann ich beschwören! . . .

Ich lenke von diesem Thema ab, denn es scheint die junge Frau zu betrüben. Sie lebt ganz in der Erinnerung ihrer Tochter, und will selbst von der Zukunft nicht voraussetzen, daß man sie davon abbringen könnte.

Noch immer höre ich nichts von Friederike. Sie kommt nicht mehr; ich gehe gewiß nicht zu ihr. Es ist also vorbei mit unserer Freundschaft, und warum? . .

Mehr als einmal, und vielleicht ohne es zu wissen, habe ich den Weg zu ihrer Wohnung eingeschlagen und mich vor ihrer Thüre befunden. Aber dann drehte ich mich eiligst um. Ich möchte nur wissen, ob sie in Paris ist, oder wieder abwesend. Wenn wir uns zufällig begegneten, so glaube ich nicht, daß wir an einander vorübergehen könnten, ohne uns zu sprechen. Aber ich begegne sie nicht.

Ballangier, der mich einige Male besuchte, erkundigt sich fortwährend nach Mignonne, aber er thut es so, als wenn man die große Theilnahme, welche er für die junge Frau hat, nicht merken sollte. Armer Ballangier, es ist nicht schwer zu errathen, was in seinem Herzen vorgeht, er kann sich nicht verstellen.

Einst, als ich Ballangier wieder in der Nähe meiner Wohnung begegne und er sich beeilt mir zu sagen, daß er nur mit Erlaubniß seines Herrn, welcher noch immer mit ihm zufrieden ist, ausgegangen wäre und er dann des Abends zwei Stunden län-

ger arbeitet, wenn er zufällig des Morgens ausginge, sehe ich ihn an und sage: Mein Freund, Du sagst mir nicht Alles . . . Jetzt hast Du ein Geheimniß vor mir!

Ballangier erröthet und verwirrt murmelt er: Ein Geheimniß . . . ich . . . das glaube ich nicht . . .

— Du bist Deiner Sache nicht sicher, aber ich will es Dir sagen: Du bist verliebt

Ballangier wird nun blaß und stottert: Verliebt . . . und in wen?

— In wen? In die junge Frau, welche Du öfters bei mir gesehen hast, nnd welche ich Madame Landernoy oder Mignonne nenne.

Oh, nicht doch, Karl, Du täuschst Dich. Ich finde sie allerliebst, das ist wahr . . . uud dann sieht sie so sanft, so bescheiden aus, aber wahrhaftig, ich werde mir nicht erlauben, sie zu lieben, um so mehr, als es Dir unangenehm sein könnte . . . denn am Ende, Du hast das Recht sie zu lieben, Du hast ihr viel Dienste erwiesen . . . und giebst ihr noch fortwährend Arbeit . . .

— Mein Freund, wenn Dich dies nur abhält, so kannst Du sie unbesorgt lieben, denn ich betrachte sie wie eine Schwester,

gefallen . . . Glaubst Du, Karl, daß sie mich wird lieben können? Oh, wenn sie es könnte!

Ich bestrebe mich Ballangier zu beruhigen, hierauf erzähle ich ihm Mignonnes ganze Geschichte, welche er anhört, indem er von Zeit zu Zeit murmelt: Armes, junges Mädchen! . . . die Verräther! . . . Als er alles weiß, frage ich, ob er sie noch für würdig hält, seine Frau zu werden.

— Ob sie dazu würdig ist . . . Oh, gewiß, armes Mädchen! . . Das ist wohl das Wenigste, daß sie endlich einen Mann findet, welcher sie für all das Schlimme, was ein Anderer ihr zugefügt hat, entschädigt . . . aber ich möchte dieser Fouvenard niederschießen . . .

— Lasse das nur gut sein, solche Menschen entlaufen der Strafe nicht. Jetzt mußt Du Dich bestreben, Mignonnen zu gefallen, dabei mußt Du aber mit Behutsamkeit, vor allem aber mit Geduld verfahren. Diese junge Frau, noch ganz mit ihrer Tochter beschäftigt, würde sich beim ersten Worte von Liebe sehr erzürnen . . . mit der Zeit muß man ihr Herz rühren . . . man muß ihr Vertrauen zu gewinnen suchen. Doch kann ich Dir nicht vorhersagen, ob Du ihr

ich habe niemals daran gedacht sie anders zu lieben und gerade, weil ich ihr etwas Gutes thun konnte und weil sie mir so vertraut, daß sie selbst bei mir arbeitet, so würde ich mir ein Gewissen daraus machen, sie anders zu lieben.

Das Gesicht Ballangier erheitert sich, er drückt mir beide Hände und sagt: Wäre es möglich! Du liebst sie nicht ... Du denkst nicht daran! ... Ach! wenn Du wüßtest, welche Last Du mir dadurch von meinem Herzen nimmst! .. Nun wohlan, Karl, ja ich liebe diese junge Frau ... Was sage ich, ich liebe sie ... ich vergöttere sie ... ich liebe sie bis zum rasendwerden. So wie ich sie sah, liebte ich sie; seitdem kann ich an nichts anderes denken, aber ich würde es Dir nie gesagt haben, ich würde es ihr auch nie gesagt haben ... doch Du erlaubst es ... denn ich dachte, da sie immer bei Dir ist ... nun ich dachte, daß Du sie lieben müßtest ... und nun im Gegentheile ... Siehst Du, ich bin noch nicht verliebt gewesen ... ich kannte zwar viele Frauenzimmer ... aber geliebt habe ich keine ... Jetzt, welcher Unterschied ... Wie stolz bin ich jetzt, ein ordentlicher Mensch und arbeitsam geworden zu sein ... vielleicht werde ich ihr

gefallen wirst ... das betrifft Dich, denn Du begreifst wohl, daß ich dabei nichts thun kann, denn so wie ich Mignonnen kenne, würde es nichts helfen.

— Oh, sei ruhig, Karl, ich bin sehr zurückhaltend ... sehr schüchtern ... Ich werde warten ... warten, so lange es sein muß ... Die Hoffnung ihr einst zu gefallen, wird mir Muth geben ... ich werde viel lesen ... mich unterrichten, damit ich nicht so linkisch bleibe ... sie spricht so gebildet ... sie hat ein so ... vornehmes Ansehen ... Oh! Du wirst sehen Karl ... Du sollst noch zufriedener mit mir werden.

Ballangier verließ mich freudetrunken. Möge er glücklich in seiner Liebe sein ... alles was ich kann, will ich thun, um ihn dabei zu unterstützen.

Zweite Zusammenkunft der Frauen.

Es sind noch nicht drei Tage her, seitdem mir Ballangier seine Liebe vertraut hat, als eines Morgens, während ich noch allein bin, Pomponne mir Madame Dauberny anmeldet.

Ich glaube falsch gehört zu haben, aber im selben Augenblick tritt Friederike rasch herein mit diesem liebenswürdigen, verführerischen Aussehen, mit diesem stolzen und sanften Blick, welcher sogleich unterwirft und anzieht, und ehe ich mich noch von meinem Erstaunen erholt habe, ist sie schon bei mir, drückt mir die Hand, umarmt mich und küßt mich zwei- oder dreimal.

Ich lasse sie gewähren, da ich es sehr angenehm finde, aber ich sehe sie an, meine Augen fragen sie; sie heftet die ihrigen auf mich und sagt: Nun! ja, Karl, ich hatte Unrecht. Machen Sie mir so viel Vorwürfe, wie Sie wollen . . . Schelten Sie mich mit den härtesten Worten, ich verdiene sie . . . Oh, ich verdiene sie, Sie können mir nicht zu viel sagen. Hier bin ich . . . ich komme zu Ihnen mit dem Versprechen, daß von nun an ich nicht mehr launenhaft sein will . . . daß

ich alles, was Sie mir sagen, glauben werde... Alles! verstehen Sie! Ich werde alles, was Sie thun, gut finden . . . Meine Freundschaft soll nicht mehr so egoistisch und vielfordernd sein . . . sie soll unerschütterlich sein . . . Aber, glauben Sie denn, daß sie aufgehört hatte... O, nein! Sie haben es nicht geglaubt... nicht wahr, Karl? Sie haben von mir keine so schlechte Meinung.

Ich bin von dem, was ich höre, ganz überrascht . . . Ich wollte fragen, warum sie böse war und warum sie es nicht mehr ist, aber sie hält mir den Mund zu und sagt: Mein Freund . . . keine Vorwürfe, da ich bekenne, daß ich Unrecht hatte, da ich um Verzeihung bitte . . . Wollen Sie nun nicht einen Schleier über die Vergangenheit werfen?

— Oh, ob ich es will, sehr gern . . . Sie sind ja zurückgekommen . . . und ich bin so glücklich, Sie so wie früher wiederzufinden, daß ich nicht nach dem Grunde meines Glükkes forschen will . . . Aber wir . . . oder vielmehr Sie, werden sich nicht mehr erzürnen, nicht wahr, Friederike?

— Ich habe es Ihnen geschworen, mein Freund. Was machen wir heute? Wollen Sie den Tag mit mir verleben?

— Ob ich es will! Sie kommen meinen Wünschen entgegen.

— Das Wetter ist herrlich, wollen wir ausreiten? Wir können Pferde aus der Bahn nehmen, wo ich solche gewöhnlich miethe, es sind sehr schöne da.

— Ausreiten! . . . das ist herrlich!

— Dann ziehen Sie sich schnell an, ich werde Sie im Vorzimmer erwarten.

Friederike ist im Vorzimmer, ich beendige schnell meinen Anzug und gehe zu ihr.

— Heute ist Ihre . . . junge Nätherin nicht hier, sagt Friederike lächelnd.

— Nein, sie war gestern hier. Sie kommt nicht regelmäßig alle Tage . . . sie kommt, wenn sie will.

— Mein Freund, ich bin gegen diese junge Frau recht ungerecht gewesen . . . ich habe ihr Sachen gesagt . . . ich weiß wirklich nicht, wo ich den Kopf hatte, aber ich werde sie bald wieder mit mir versöhnen.

Bald sind wir zu Pferde und sprengen in Galopp davon. Friederike reitet mit einem Anstande, einer Sicherheit, einer Keckheit, würdig einer Stallmeisterin des Cirkus. Wir nahmen unsere Richtung dem Holze von Meudon und Fleury zu. Dort ist man einsamer als im Wald von Boulogne; die Gegenden

sind fruchtbarer, abwechselnder, man kann von Zeit zu Zeit seinen Renner anhalten, um sich einer süßen Unterhaltung hinzugeben.

Wir verleben einen schönen Tag, wir essen des Abends bei einem Traiteur wie zwei Junggesellen, das heißt wir essen im Saal. Und als mich Friederike verläßt, sagt sie: auf baldiges Wiedersehen.

Am folgenden Tage, als ich einige Geschäfte besorgt habe und zurückkomme, finde ich Mignonne bei mir.

Die junge Frau sagt mir guten Tag mit ihrer gewöhnlichen Anmuth, aber ihr Blick scheint trauriger als sonst.

Nun, man hat Tage, wo man sich der Traurigkeit mehr hingiebt . . . Sie kommt vielleicht vom Grabe ihrer Tochter.

Ich plaudere wie gewöhnlich mit Mignonne. Ich glaube zu bemerken, daß sie etwas auf dem Herzen hat. Endlich entschließt sich Mignonne zu reden, zögernd sagt sie: Die Dame von neulich hat Sie wieder besucht.

— Ja, Mignonne, sie war hier, wir waren ein wenig gespannt, sind aber wieder versöhnt. Sie ist sehr heftig, aber hat ein vorzügliches Herz.

— Hat sie Ihnen wieder gesagt, daß Sie Unrecht thun, mich hier arbeiten zu lassen.

— Im Gegentheile, sie hat mir mehreremale gesagt, daß es ihr sehr leid thäte, Ihnen Sachen gesagt zu haben, die Sie kränken konnten, und daß sie sich mit Ihnen aussöhnen möchte.

— Oh, mein Gott, das ist ja nicht der Mühe werth! Mignonne sagte dies auf sonderbare Art; sie nimmt ihre Arbeit wieder vor und spricht kein Wort mehr. Bald öffnet sich die Thüre und Friederike tritt herein, liebenswürdig, lächelnd, allerliebst, wie gestern. Sie drückt mir die Hand und begrüßt Mignonne anmuthsvoll; es scheint mir, als ob die junge Frau weit weniger freundlich wiedergrüßt.

Ich bin gerade dabei, eine Arie aufzuschreiben, welche mir im Kopf herumgeht, indem ich auf dem Piano spiele. Ich musicire mit Friederike ein wenig, welche ganz vorzüglich singt, wenn sie sich Mühe giebt.

Ich weiß nicht, ob Mignonne die Musik nicht liebt, denn es scheint ihr kein bedeutendes Vergnügen zu machen, uns zu hören.

Friederike bleibt einen Theil des Tages bei mir. Mignonne ist früher als gewöhnlich fortgegangen.

So vergehen vierzehn Tage. Friederike kommt sehr oft zu mir, sie ist stets liebenswürdig gegen mich; die vollständigste Uebereinstimmung herrscht zwischen uns.

Was Mignonne betrifft, so sehe ich mit Betrüben, daß sie wieder trauriger wird, daß die wiedererschienenen Rosen ihrer Wangen einer Blässe gewichen sind. Diese Veränderung, von der ich den Grund nicht kenne, bekümmert mich.

— Ballangier war zweimal da. Ich behielt ihn bei mir, er mußte sich neben die niedliche Blondine setzen und ich fand dann bald eine Veranlassung sie allein zu lassen, da ich hoffte, daß sie so besser bekannt würden.

Aber jedesmal sagte mir Ballangier, wenn er fortging: Das wird lange dauern ... sie ist immer so traurig. Ich weiß nicht einmal, ob sie mich hört, wenn ich spreche. Aber das bleibt sich gleich, ich werde Geduld haben, und wenn es sein muß, so habe ich für zweie Liebe.

Einst als Friederike zu mir gekommen war, mich aber nicht zu Hause fand, blieb sie mehrere Stunden bei Mignonne, ich war ganz erstaunt, als ich des Abends ein Briefchen von ihr erhielt, welches nur diese Worte

erhielt: Kommen Sie, mein Freund, ich muß Sie sprechen, es ist dringend, ich erwarte Sie.

Was kann sie mir denn so wichtiges zu sagen haben? Aber ich kenne ja Friederike schon genügend und weiß, daß wenn sie etwas Interessantes Jemanden mitzutheilen hat, so hält sie es für ein Vergehen, bis zum andern Tage damit zu warten. Ich gehe eiligst zu ihr.

Meine Freundin ist in einem reizenden Morgenanzuge, welcher mich an den Abend, wo ich mit ihn speiste, erinnerte. Sie lächelt mich freundlich an, reicht mir die Hand und sagt: Ich wußte wohl, daß Sie sogleich kommen würden ... Sie wissen ja, daß ich nicht warten kann ... setzen Sie sich zu mir ... wir wollen als gute Freunde plaudern.

Ich thue, was sie sagt, Friederike legt ihre Hand in die meinige und beginnt: Mein Freund, was ich Ihnen mitzutheilen habe, setzt mich sehr in Verlegenheit, doch hoffe ich, daß Sie diesmal meine Worte nicht übel nehmen werden ... daß Sie mir nicht zürnen werden ... doch seien Sie überzeugt, daß ich mich nicht täusche.

— Ah, welche Umstände, ich dächte zwischen uns wäre dies nicht nöthig, ich habe nie diese Unwege geliebt, mit welchen die

Advocaten die Sachen verwickeln, anstatt sie zusammenzufassen.

— Sie haben Recht, ich gehe zur Sache über: mein Freund, gestern war ich bei Ihnen, Sie waren abwesend, aber diese junge Frau ... Mignonne war dort und arbeitete, wie immer sehr emsig.

— Ah, von Mignonne ist also die Rede?

— Ja, von Mignonne. Ich setzte mich zu ihr, obgleich meine Gegenwart ihr nicht angenehm zu sein schien. Es wurde mir nicht schwer das zu sehen ... haben Sie es nicht auch bemerkt, Karl, haben Sie nicht gesehen, daß ihre Züge, wenn sie mich erblickt, sich ändern ... daß sie alsbald traurig wird ... daß sie mir kaum antwortet?

— Ja ... ganz recht, das habe ich alles bemerkt. Aber ich sah darin nur eine kleine Vergeltung für das, was Sie ihr eines Tages gesagt haben.

— Oh, es ist etwas anderes, als diese Erinnerung ... gestern wollte ich dies ergründen ... gestern gelang es mir durch einige geschickte Fragen das Geheimniß ihres Herzens zu erfahren ... welches übrigens seit lange schon, keins mehr für mich war.

— Nun, dies Geheimniß?

— Werden Sie aber nicht böse, Karl, ich weiß ja, daß es nicht Ihre Schuld ist . . . und sage Ihnen vorher, daß ich deshalb Ihnen nicht zürne . . .

— Ah, Friederike, Sie foltern mich mit Ihren Bemerkungen!

— Nun dann! Mignonne liebt Sie . . . da ist das Geheimniß, was sie traurig, verlegen macht . . . besonders, wenn ich da bin . . . weil sie sich einbildet . . . wohl ganz mit Unrecht! aber sie bildet sich ein, daß Sie mich liebten . . . daß ich . . . Ihre Geliebte wäre. Wenn sie Rosette gehört hätte, welcher Sie oft gesagt, daß Sie mich durchaus nicht liebten, so würde sie diese dumme Idee nicht haben.

— Ah, Friederike, Sie wissen wohl, daß . . .

— Unterbrechen Sie mich nicht, mein Freund, das gehört nicht hierher, es ist von Mignonne die Rede. Wenn ich komme . . . wenn ich bei Ihnen bin . . . so füllen sich ihre Augen mit Thränen und sie blickt zur Erde, um uns nicht zu sehen. Ja, mein Freund, glauben Sie meiner Erfahrung, glauben Sie meinem Herzen, welches sich nicht täuscht, diese junge Frau hat für Sie eine tiefe Neigung. Was zuerst Dankbarkeit war,

ist Liebe geworden; sie hat sich daran gewöhnt, Sie fast jeden Tag zu sehen . . . sie kennt vielleicht selbst nicht die Stärke des Gefühls, welches sie für Sie hat, aber sie giebt sich dieser Wonne, welche sie empfindet, hin und diese Liebe wird noch fester in ihrem Herzen wurzeln, wenn Sie selbst es nicht versuchen, sie davon abzubringen.

Mignonne sollte mich lieben! das scheint mir zuerst unwahrscheinlich, jedoch, wenn ich mich einer Menge Umstände erinnere, so werde ich weniger ungläubig.

— Aber ich habe nie ein Wort von Liebe zu Mignonne gesagt, nichts konnte sie in meinem Benehmen berechtigen, zu glauben, daß ich sie liebe.

— Ich weiß es, mein Freund, ich bin davon überzeugt, sagte Friederike, mir die Hand drückend. Aber wahrscheinlich deshalb liebt sie Sie . . . die Frauen sind so . . . es ist ein Naturfehler von ihnen! Hätten Sie mit Mignonne von Liebe gesprochen, so würde sie gewiß dadurch beleidigt worden sein und sie wäre nicht mehr zu Ihnen gekommen. Aber da Sie sie immer als Schwester behandelten, so hat sich ihrer Seele wieder Vertrauen bemächtigt . . . sie wird sich ihr Mißtrauen vorgeworfen haben . . . und endlich

liebte sie Sie; wir wissen ja, daß dies Gefühl nicht klügelt.

— Nun Friederike, wenn Sie recht hätten, wenn diese junge Frau mich liebte, was, ich gestehe es, mir recht unangenehm wäre, was rathen Sie mir zu thun . . . Sie wollen doch nicht, daß ich diese Unglückliche verlassen soll . . .

— Nein, gewiß nicht.

— Wenn ich ihr zu mir zu kommen verbiete . . . sie ist empfindlich, wie alle Unglückliche, sie würde sich für immer entfernen.

— Wollen Sie mir vertrauen, mein Freund?

— Ich kann nichts besseres thun . . .

— Wissen Sie, was vielleicht uns helfen könnte . . . aber ich fürchte, daß mein Vorschlag Ihnen mißfällt . . .

— Oh, Sie sind heute voller Befürchtungen!

— Hören Sie also. Während meiner Abwesenheit von Paris war ich in einem allerliebsten Landhause, welches ich für ein ganzes Jahr gemiethet habe, es ist vollständig eingerichtet . . . man hat nur die Mühe hinzugehen, und diese ist kurz, denn das Haus ist in Fontenay-sous-Bois, dicht bei Vincennes, zwei und eine halbe Stunde von Paris,

Sie sehen, ich war nicht weit, auch kam ich oft nach Paris, und wußte alles, was sich hier zutrug.

— Und Sie wollen Mignonne dorthin schicken?

— Nein, das nicht . . . sie würde sich zu mir zu kommen weigern . . . im Gegentheile . . . wir müßten . . . wenn es Ihnen nicht zu langweilig wäre . . . einige Zeit dort zubringen. Wir sind im Juli, das Wetter ist herrlich . . . aber vielleicht langweilt Sie der Aufenthalt auf dem Lande . . .

— Durchaus nicht! Sie bleiben doch bei mir, Sie werden mir doch Gesellschaft leisten?

— Gewiß, ich muß doch die Wirthin in meinem Hause machen.

— Friederike, Ihr Vorschlag ist reizend, ich willige ein, ergreife ihn mit größter Freude.

— Wirklich, Sie wollen sich mit mir auf's Land zurückziehen . . . erschreckt Sie das nicht . . . fürchten Sie sich nicht zu langweilen . . .

— Bei Ihnen, ist das möglich!

— O! was sind Sie freundlich . . . wie glücklich bin ich! Aber seien Sie unbesorgt, ich werde alles Mögliche thun, damit Ihnen die Zeit nicht zu lang wird. Ueber-

dies ist die Gegend wunderschön .... man könnte sich hundert Meilen von der Hauptstadt glauben; in der Nähe sind allerliebste Besitzungen ... aber ich liebe es nicht, auf dem Lande Nachbarschaft zu halten, denn hat man einmal den Nachbarn gestattet zu kommen, so gehen sie sobald nicht wieder und das wird schrecklich langweilig. Nun Sie werden mein Haus ja sehen, es ist sehr groß! ... fast ein kleines Schloß. Der Garten ist groß, schattig, dabei ein kleines Wasser, wo man angeln kann. Auch ein Billard fehlt nicht. Und wenn Sie sich zu sehr langweilen sollten oder in Paris ein Stelldichein hätten ... es ist so nah, in einer Stunde ist man da.

— Ich stehe zu Ihren Befehlen, Friederike ... lassen Sie uns so schnell als möglich hinaus; ich bin entzückt über den Gedanken, mit Ihnen auf dem Lande zu wohnen.

Madame Dauberny drückt mir die Hand, küßt mich auf die Stirn und sagt in freudiger Aufregung: Höre ... Hören Sie mein Freund, Sie sagen nun Mignonne, daß Sie einige Zeit auf dem Lande zubringen würden, das ist ganz natürlich; Sie bitten sie vor wie nach zu Ihnen zu kommen, Ihre Wohnung zu beaufsichtigen, Sie müssen ihr sogar

zu verstehen geben, daß Sie auf ihre Freundschaft rechnen, sich Ihrer Häuslichkeit anzunehmen. Sie wird sich von diesem Zeichen geschmeichelt fühlen; doch sagen Sie ihr nicht wie lange Sie fortzubleiben gedenken, auch nicht wen Sie besuchen. Aber dann müssen Sie auch nicht zu oft nach Paris, um sie zu sehen . . . dadurch würden Sie alles wieder zerstören. Wir müssen hoffen, daß die Trennung . . . die Vernunft . . .

— Gewiß! Und dann, wenn sie hin und wieder den Besuch eines Anderen empfängt . . .

— Ja, ja . . . das ist es . . . er erlangt vielleicht ihre Liebe . . .

Ich sehe mit Erstaunen Friederike an, denn ich habe ihr nichts von Ballangier's Liebe gesagt. Sie erröthet, sie beschäftigt sich mit ihren Haaren, das thun sie gewöhnlich, wenn man sie nicht beobachten soll.

— Wer bewirbt sich denn um Mignonne's Liebe?

— Nun der, welcher ihr den Hof macht . . . der junge Mann, welcher Sie öfters besucht . . .

— Und woher wissen Sie das, Friederike?

— Schöne Frage . . . habe ich ihn nicht

eines Tages begegnet . . . als er zu Ihnen ging . . .

— Und Sie haben errathen, daß er in Mignonne verliebt sei . . .

— Er hat sich sehr zu seinem Vortheile verändert, dieser junge Mann . . .

— Ah, Sie erkannten ihn wieder?

Ich beobachte Friederike genau, denn eine Menge Ideen kommen mir: es scheint mir, daß Madame Dauberny von Ballangier mehr weiß, als sie mir sagen will. Ich glaube, sie erräth, was mich beschäftigt, denn sie erhebt sich lebhaft und sagt: Mein Freund, es ist schon spät . . . Wir fahren morgen ab, nicht wahr?

— Ich wünsche es sehr.

— Sie nehmen Ihren Bedienten mit, wir haben Platz. Ich habe dort nur einen Gärtner und mein Mädchen. Kommt morgen Mignonne zu Ihnen?

— Ich glaube es, da sie heute nicht da war.

— Erwarten Sie sie, kündigen Sie ihr die Abreise an, dann kommen Sie zu mir und wir fahren fort.

Nach Hause gekommen, gebe ich an Pomponne meine Befehle, damit er alle Vorbereitungen zu unserer Abreise macht.

Ich brauche nur wenig Sachen nach Fontenay mitzunehmen, denn sollte ich etwas bedürfen, so könnte ich ja meinen Bedienten nach Paris schicken, obgleich ich das vermeiden will, denn ich kenne seine Geschwätzigkeit.

Um zehn Uhr Morgens kommt Mignonne. Seitdem mir Friederike die geheimen Gefühle dieser jungen Frau gesagt hat, fürchte ich mich vor dieser Unterredung. Es bewegt mich, ihr Kummer zu machen. Arme Kleine! welche ich fliehe, weil sie mich liebt .... Wir laufen so vielen Frauen nach, welche uns nicht lieben!

Mignonne erscheint mir noch blässer, noch trauriger, als gewöhnlich. Doch lächelt sie immer, wenn sie mich sieht. Ich nähere mit ihr und gebe ihr die Hand.

— Mignonne, ich sage Ihnen Lebewohl ....

Sie betrachtet mich mit Unruhe, nimmt meine Hand, welche ich ihn anbiete, nicht und stottert: Wie ... Lebewohl ... sollten Sie ... verreisen?

— Oh, nein, ich gehe nur auf's Land, nicht weit von hier ... Auch verlasse ich Sie nicht lange ...

— Ah, Sie gehen ... auf's Land ...

Sie haben nie davon gesprochen . . . diese Idee ist Ihnen eben erst gekommen . . .

— Oh! ich dachte schon seit einigen Tagen daran, ich gehe alle Jahre einige Zeit auf's Land . . . das thut mir gut . . .

— Wenn es Ihrer Gesundheit wegen ist, so thun Sie sehr recht daran. Ich werde bei Ihrer Zurückkunft wiederkommen . . . wenn Sie es mir sagen lassen . . .

— Nein, wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollen, so kommen Sie alle Tage hierher. Ich nehme meinen Bedienten mit, ich lasse Ihnen die Schlüssel, welche Sie dem Thürsteher geben, sobald Sie fortgehen. Ich übertrage Ihnen die Sorge für meine Wohnung, es giebt noch Vieles hier zu thun, ich wünschte die Vorhänge erneuert, die Möbel bedeckt. Sie finden Geld in meinem Schranke. Seien Sie so gefällig und befassen Sie sich mit diesen Einzelnheiten . . . Ich bin so frei, Sie wie meine Schwester anzusehen . . . sollte Ihnen das unangenehm sein?

— Mir unangenehm sein . . . Sie sind zu gut gegen mich! Sie finden immer Vorwand mich zu beschäftigen, mir Gutes zu erweisen. O, ich sehe das wohl.

— Sagen Sie das nicht! Nein, im

Gegentheil, ich verdanke Ihnen, daß meine Wohnung jetzt einen ordentlicheren, angenehmen Anblick gewährt, als früher . . .

— Werden Sie lange fortbleiben? . . .

— Ich glaube nicht. Indessen, wenn man keine Geschäfte hat . . .

— Gewiß und wenn sich man belustigt . . . Gehen Sie zu . . . Freunden?

— Ja, ich werde mehrere Freunde sehen. Ah, ich wollte Ihnen noch sagen, der junge Mann, welchen Sie hier öfters gesehen haben . . . Ballangier . . . er wird während meiner Abwesenheit wohl kommen . . .

— Ich werde dem Thürsteher sagen, daß derselbe bis zu Ihrer Zurückkunft Niemand heraufkommen läßt . . .

— Gewiß, doch wünsche ich Ballangier davon ausgenommen zu sehen, ich nehme an ihm großen Antheil. Er hatte früher in Paris nur schlechten Umgang, er darf nicht ein Haus verschlossen finden, wo er nur Gutes lernen kann. Er darf meine Bücher benutzen, er kann sich nehmen, was er will. Sie werden also wohl so freundlich sein und ihn empfangen . . . es ist ein braver Mensch . . . ich bin überzeugt, daß er gewiß Alles thun wird, um sich Ihre Achtung zu erwerben.

Mignonne erwiedert kalt und gezwun-

gen: Alle Ihre Befehle werden befolgt werden.

— Ich gebe Ihnen keine Befehle, nur einen Wunsch äußere ich.

— Und wenn Briefe für Sie kommen sollten, wohin soll man sie schicken?

— Ich erwarte keine .... auch kann mein Bedienter solche vom Thürsteher abholen.

— Ah! .... Sie werden Ihren Bedienten nach Paris schicken .... aber Sie, Sie werden nicht kommen ....

Sie neigt das Haupt, ihre Augen füllen sich mit Thränen. Ich nehme ihre Hand, welche sie mir läßt, mit Theilnahme drücke ich dieselbe und sage: Auf baldiges Wiedersehen, liebe Mignonne .... Hüten Sie meine Wohnung.

Fontenay-sous-Bois.

Gegen drei Uhr kommen wir nach Fontenay-sous-Bois. Das Landhaus Friederikens liegt etwas hinter dem Dorfe. Es liegt nicht einsam, denn noch mehrere hübsche Besitzungen sind in der Nähe, doch liegt es auch wieder isolirt genug, um nicht den Gesang der Betrunkenen, das Geschrei der Kinder und das Bellen der Hunde zu hören. Die Gitterthür führt zu einem schönen Rasenplatze, geschmückt mit Blumen, welcher vor dem Hause liegt. Links ist ein kleiner Seitenflügel, vollständig vom Hause getrennt und indem wir vorbeifahren, sagt mir Friederike gleich: Dort werden Sie wohnen, mein Freund; über der Billardstube ist ein allerliebstes Zimmerchen, Sie sehen, Sie werden ganz ungenirt sein; Sie können nach Belieben ausgehen, wiederkommen, ohne irgend Jemand zu stören.

— Aber ich komme doch nicht her, um allein zu leben . . . und Sie?

— Ich, ich wohne in dem großen Hause. Sie werden meine Zimmer sehen; aber beruhigen Sie sich, mein Freund, ich habe Sie nicht hergebracht, um Sie von mir fern zu

halten, Sie brauchen Ihr Zimmer nur zu betreten, wenn Sie sich niederlegen wollen. Adele führe gleich Pomponne nach dem Gartenhause, damit er die Sachen seines Herrn dorthin bringt.

Adele ist das Kammermädchen; es ist ein gutes Kind, und ist auf dem Lande zugleich Köchin. Pomponne folgt ihr und sieht sich neugierig überall um.

Friederike zeigt mir das Haus, welches aus zwei Stockwerken besteht und sechs Wohnzimmer enthält. Alle sind mit Geschmack möblirt; eine große Familie könnte mit Bequemlichkeit in diesem Hause wohnen.

— Was machen Sie allein mit so vielem Raume? frage ich Friederike.

— Mein Freund, auf dem Lande muß man Platz haben. Ich sah dies Haus, es gefiel mir, war nicht theuer und so miethete ich es . . . ich konnte es doch nicht verkleinern . . . Uebrigens, Sie sehen ja, jetzt bin ich nicht mehr allein hier . . .

— Sie werden doch in Ihrem großen Hause allein sein, da Sie mich nach dem Gartenhause verbannen.

— Ah! mein Freund! der Anstand . . . Ist es nicht schon sehr kühn für mich, als verheirathete Frau einen jungen Mann bei

mir auf dem Lande aufzunehmen. Man weiß ja nicht, daß wir Orestes und Pylades sind! Aber ich kümmere mich nicht sehr um das, was man sagen wird.

— Und Ihr Mann?

— Mein Mann! Ich glaube kaum, daß er weiß, das ich auf dem Lande bin. Sie haben nun das Haus gesehen, jetzt müssen Sie den Garten sehen. Warten Sie . . . mein Sommerhut . . . oh! was ist es hübsch, so ganz nach seiner Bequemlichkeit leben zu können.

Friederike wechselt ihren Stadthut mit einem kleinen Strohhute, welcher sie reizend kleidet. Ich finde im Vorsaale mehrere Mützen der verschiedensten Formen.

— Wählen Sie, sagt meine Wirthin.

— Wie? gehört dies auch zum Mobiliar des Hauses?

— Nein, ich hatte das Alles für mich mitgebracht . . . zum versuchen . . . Sie wissen ja, daß ich manchmal Mannskleidung anlege . . .

— Sie haben es mir gesagt, aber ich habe Sie noch nie gesehen.

— Ich werde mich einmal so anziehen, um mit Ihnen die Felder zu durchstreifen.

Oh! ich sehe recht wie ein Windbeutel aus. Nun, wählen Sie eine Mütze.

Friederike führt mich in den Garten; er ist groß und eigenthümlich angelegt. Keine dieser geraden Alleen, sondern Schlangenwege, Irrgänge, um sich leicht zu verirren. Dichtes Gebüsch, Boskets, so bietet dieser Garten einen schönen Aufenthalt dar und erscheint dadurch noch viermal größer, als er schon ist.

Unser erster Tag ist sehr schnell vergangen. Ich habe mich in meinem kleinen Gartenhause eingerichtet, wo es mir sehr gefällt, doch hätte ich das Haus vorgezogen, um mit Friederike unter einem Dache zn sein. Meine Freundschaft für sie nimmt so zu, daß mir etwas fehlt, wenn ich eine Viertelstunde allein bin, ich glaube nie einer Geliebten so zugethan gewesen zu sein, als dieser Freundin.

Als ich das Erstemal in diesem Hause, wohin ich so zufällig gekommen bin, erwache, empfinde ich eine Zufriedenheit, ein inneres Glück, worüber ich mir nicht Rechenschaft geben kann. Ist es das Vergnügen mit einer Person zusammen auf dem Lande zu sein, welche mir eine so wahre Freundschaft bezeigt, ist es die Genugthuung mich gegen Mignonne rechtschaffen benommen zu haben, indem ich mich von ihr entfernte, ohne das Gefühl,

welches ich ihr eingeflößt hatte, zu mißbrauchen, oder ist es allein die Veränderung der Luft.

Ich setze mich an ein Fenster, welches die Aussicht nach dem Garten hat. Ich höre eine Stimme, welche mich ruft. Es ist Friederike. Sie hat ein wie eine Blouse gemachtes weißes Kleid an, gehalten durch einen blauen Gürtel. Blau ist ihre Lieblingsfarbe, ich habe es wohl bemerkt. Sie trägt ihren kleinen Strohhut und ihre schönen Haare, so glänzend schwarz, fallen zu beiden Seiten des Gesichts in langen Locken herunter.

Es scheint, als wenn sie mir nie so schön, so verführerisch erschienen wäre . . . ach! es ist auf dem Lande, es ist in der Natur, im Grünen, alles spricht zu unsern Sinnen und bewegt und rührt uns.

Friederike hat meinen Arm genommen, sie führt mich im Garten umher. Zum Erstenmale fühle ich eine eigene Bewegung, als ich ihren Arm auf dem meinigen sich stützen fühle . . . empfinde ich denn dieses Vergnügen zum Erstenmal . . . nein, aber heut scheint es mir besonders süß, und überdies, ich weiß nicht warum, bin ich nicht so fröhlich, so unbefangen in ihrer Nähe . . . ich glaube, ich fürchte sie anzusehen . . . welche Gedanken kommen wir . . .

Madame Dauberny ist nie so liebenswürdig, so fröhlich, so gut, so geistreich gewesen; ich glaubte sie zu kennen, aber ich mußte mit ihr allein in dieser reizenden Zurückgezogenheit leben, um alle diese Quellen ihres Geistes kennen zu lernen.

Die Zeit vergeht mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und doch sind wir nur zwei; oft machen wir zu Fuß oder zu Pferde weite Ausflüge in der Umgegend. Ist das Wetter schlecht, so machen wir Musik oder ich zeichne einige Aussichten, welche ich des Morgens aufgenommen habe und dabei liest sie mir dann vor. Jeden Morgen sagt sie mir: Mein Freund, wenn Sie nach Paris wollen, so geniren Sie sich nicht . . . Sie kommen des Abends wieder . . . jedoch gehen Sie nicht nach ihrer Wohnung, wenn Mignonne dort ist . . . weil wir deren Heilung unternommen haben, man muß jeden Rückfall vermeiden.

— Langeweile ich Sie, sage ich dann, wollen Sie mich heute los sein?

Statt jeder Antwort giebt man mir einen kleinen Schlag auf die Wange. Dann ist von Paris weiter keine Rede.

Vierzehn Tage sind so vergangen. Aber wenn ich Mignonne herstelle und selbst krank würde?

Das ist es, was ich mir zu sagen anfange, denn je öfters ich Friederike sehe, je mehr fühle ich, wie schwer es mir würde einem so reinen Glücke zu entsagen, welches ich bei ihr genieße. Ich bin nicht mehr derselbe, mitten in meinen Veergnügungen überfällt mich eine Traurigkeit . . . Wenn Friederike ihre Blicke auf mich heftet, werde ich verlegen, fast schüchtern . . . aber wenn sie es nicht bemerkt, mit welcher Wonne betrachte ich sie dann, mit welcher Zärtlichkeit verweilen meine Blicke auf ihre ganze Figur . . . ist es Liebe, welche ich für sie fühle . . . ich wage noch nicht, es mir zu gestehen, doch befürchte ich es. Ja, ich befürchte es, denn wenn ich sie liebte und sie nur für mich Freundschaft fühlte, so würde ich bei ihr unaufhörlich Tantalus Qualen ausstehen; liebte ich sie . . . ich würde nicht immer Herr über mich sein und alles was ich empfinde, seitdem ich mit ihr dieses Landhaus bewohne, diese Verwirrung, welche ich fühle, wenn sie ihren Arm auf meinen stützt, diese Röthe, die mein Gesicht bedeckt, wenn zufällig meine Hand auf ihrem Knie ruht . . . alles sagt mir, daß ein Augenblick kommen wird, welcher nicht zu fern mehr ist, wo ich die Achtung, das Uebereinkommen vergesse, wo der

Freund verschwinden wird, um dem Liebhaber Platz zu machen. Wie oft schon, wenn wir zusammen auf einem engen Wege gingen, war ich nicht schon Willens sie an mein Herz zu drücken, ihr einen Kuß zu rauben, aber ich erinnere mich des Abends, wo ich bei ihr speiste, damals waren wir auch übereingekommen, nur Freunde zu sein, damals duzte sie mich und erlaubte mir es auch . . . erregt durch den Wein . . . oder vielleicht schon die Vorboten dieser Flamme fühlend, welche mich später verzehren sollte, umarmte ich sie zärtlich . . . aber sie wurde sehr böse; dieser Kuß war der Grund unserer Trennung, sie verbot mir, wiederzukommen. Wenn sie heute es auch so machte! sie schenkt mir das größte Vertrauen, weil sie mich für ihren Freund hält . . . weil sie überzeugt ist, daß ich nur Freundschaft für sie fühle. Erführe sie, daß ich sie liebte, sie würde sich wieder erzürnen, mich verlassen, mir ihre Gegenwart entziehen . . . dieser Gedanke erstarrt mich und genügt, um mich zur Vernunft jedesmal zurückzubringen, wenn die schönen Augen Friederikens mich darum bringen.

Zwei alte Junggesellen, welche ein Haus neben Madame Dauberny bewohnen, sind bis jetzt die einzigen Personen, die sie bei

sich empfangen hat; die Gebrüder Rémonet sind liebenswürdig und spielen mit uns Billard oder Whist, wenn Regen uns im Hause zu bleiben zwingt.

Ich mußte einigemal Pomponne nach Paris schicken. Ich habe ihm befohlen, Mignonne zu sagen, daß ich in Fontenay bei meinem Freunde Balloquet wäre, ich weiß nicht ob er gehorcht hat, ich zweifle daran.

Eines Abends, als das Wetter uns nöthigte, unsere Zuflucht zu den Karten zu nehmen, deren ich mich jedoch sehr gern enthalte, aber Friederike, sei es Besorgniß, daß ich mich langweilen könnte, sei es Kokketterie, sorgt dafür, daß wir nicht zu oft allein sind, sagt der ältere Herr Rémonet: Wir haben eine neue Nachbarin. Das kleine Haus, zwei Schritte von hier, rechts, ist vermiethet.

— Das kann aber nur seit ganz Kurzem sein, denn die Fensterladen habe ich neulich noch geschlossen gesehen.

— Seit drei Tagen erst. Eine Dame ist eingezogen.

— Eine Dame, allein?

— Ja, mit ihrer Bedienung. Das Haus ist nur sehr klein . . . aber recht niedlich, ich habe es mal besehen.

— Und Sie haben diese neue Nachbarin schon gesehen?

— Ich nicht, aber mein Bruder ... nicht wahr, Julius?

— Ja, diesen Morgen, als ich vorbeiging; sie war unten am Fenster. Ich grüßte sie, sie erwiederte meinen Gruß mit vielem Anstande. Es ist eine junge hübsche Frau, von vornehmen Aeußeren....

— Ah, das haben Sie alles gleich gesehen, Herr Julius!

— Ja wohl Madame, dazu brauche ich nur einen Blick zu thun; übrigens habe ich deren mehrere gethan.

— Und ohne Zweifel wissen Sie auch schon wie sie heißt und was sie treibt?

— Nein noch nicht, aber morgen werde ich alles erfahren. Es muß eine Wittwe sein, denn für eine verheirathete Dame, für eine Wirthschaft ist das Haus zu klein. Uebrigens, als Nachbaren, werden wir ihr in diesen Tagen unsere Aufwartung machen. Nicht wahr, mein Bruder?

— Gewiß.

— Dazu sind Sie berechtigt, meine Herren! Was mich betrifft, da ich eine schlechte Nachbarn bin, so beabsichtige ich, nicht die Bekanntschaft dieser Dame zu machen.

Nachdem die Gebrüder Rémonet sich entfernt haben, sagt mir plötzlich Friederike, ernsthafter als gewöhnlich: Mein Freund, langweilen Sie sich nicht hier?

— Wie oft soll ich Ihnen sagen, daß ich mir sehr wohl hier gefalle, daß ich nie so glückliche Tage verlebt habe.

— Und Sie vermissen Paris nicht?

— Durchaus nicht.

— Und Sie verlangen auch nicht die neue Nachbarin kennen zu lernen?

— Nein, gewiß nicht, denn ich finde oft schon die Gebrüder Rémonet für überflüssig.

— Ach! wie liebenswürdig sind Sie, sich so mit Ihrer Freundin zu begnügen . . . Gute Nacht, Karl.

Sie reicht mir die Hand und sieht mich mit einem so allerliebsten Ausdrucke an, daß ich im Begriffe bin, ihre Hand mit Küssen zu bedecken. Ach, wenn ich es wagte, ihr zu gestehen . . . aber sie würde sich erzürnen . . . mir abzureisen befehlen, da ziehe ich doch vor, zu schweigen und bei ihr zu bleiben.

Die Nachbarin.

Am folgenden Tage waren Friederike und ich im Vorsaale; ich versuchte einige Accorde auf einem schlechten Piano anzuschlagen, als das Mädchen eine Dame anmeldet.

— Eine Dame, rief Friederike mit Erstaunen aus, ich erwarte aber keine Dame. Von wo kommt sie?

— Es scheint, als wenn es die wäre, die das kleine Haus nebenan gemiethet hat.

— Und da glaubt sie als Nachbarin mir einen Besuch abstatten zu müssen ... Nun, wir müssen diese Dame schon annehmen ... aber ich werde ihr bemerklich machen, daß ich mit meinen Nachbarinnen nicht in Verbindung treten will. Laß diese Dame eintreten, welche sich so sehr beeilt, mich zu sehen!

Ich kehre mich um, neugierig diese Nachbarin zu sehen, welche niedlich sein soll. Friederike bleibt nachläßig auf dem Sopha sitzen. Eine Dame tritt ein, ich mache eine Bewegung des Erstaunens. Madame Dauberny stößt einen Schrei aus ... wir erkennen Madame Sordeville.

Armantine scheint erstaunt zu sein, mich hier zu finden, sie läuft auf Friederike zu und sagt: Ich bin es, Du erwartetest nicht mich zu sehen, nicht wahr . . . Du vermuthetest nicht, daß ich Deine Nachbarin bin!

— Nein . . . nein, gewiß, ich vermuthete es nicht! erwiedert Friederike mit einem Ausdrucke, welcher nicht sehr zuvorkommend ist . . . aber Du . . . wer hat Dir gesagt . . . woher weißt Du, daß ich dieses Haus bewohne . . . wo ich erst seit kurzer Zeit bin.

— Mein Gott, Du weißt wohl, daß die Domestiken sogleich erfahren, wen man zum Nachbar hat und besonders auf dem Lande, damit beschäftigt man sich zuerst.

— Ich versichere Dich, daß dies mich sehr wenig beschäftigt hat.

— Mein Mädchen sagte mir diesen Morgen: Madame, dies schöne Haus nebenan ist bewohnt . . . es ist von Madame Daubernn gemiethet. Du kannst Dir denken, daß, als ich Deinen Namen hörte, ich mich beeilte Dich zu sehen, zu umarmen . . .

Die Damen umarmen sich, ich bin nicht überzeugt, daß diese Küsse aufrichtig sind. Friederike ist ganz aufgeregt, sie wechselt fortwährend die Farbe. Madame Sordeville ist noch immer niedlich und noch immer kokett;

ich sah das sogleich. Sie wendet sich zu mir und sagt: Ich erwartete nicht, Sie hier zu finden, Herr Rochebrune, das ist für mich ein desto größeres Vergnügen. Ich verbeuge mich und begrüße diese Dame ziemlich kühl. Friederike beobachtet mich und sagt: Ja ... Herr Rochebrune ist so freundlich einige Zeit mit mir auf dem Lande zuzubringen. Ich glaubte anfänglich, daß er nicht so lange bleiben würde, aber er sagte mir noch soeben, daß er Paris durchaus nicht vermisse.

— Das ist ganz wahr, Madame, Sie lehrten mich das Land lieben.

Armantine beißt sich in die Lippen und sagt: Du empfängst wohl zahlreiche Gesellschaft hier ... Paris ist so nah.

— Nein, durchaus nicht, ich empfange Niemanden, mit Ausnahme zweier alten Junggesellen der Nachbarschaft, die wir nur zwei- oder dreimal wöchentlich sehen, Karl und ich, wir sind immer allein.

Armantine versucht ihren Aerger in Lächeln zu verwandeln, denn zum Erstenmale hört sie Friederike mich Karl nennen, und dieses Zeichen der Vertraulichkeit zwischen uns scheint ihr nicht besonders zu gefallen.

— Und Du, sagt Madame Daubernn

nach einem Augenblicke, Du hast also Deinen Aufenthalt in Passy aufgegeben?

— Oh, schon lange, ich langweilte mich dort. Man sieht dort zu viel Menschen und jetzt ziehe ich die Einsamkeit vor, ich habe hier gemiethet, weil ich glaubte, hier ruhiger ... mehr auf dem Lande zu leben.

— Aber wenn Du Dich langweiltest...

— Nur die Zudringlichen verursachen uns Langeweile ... man ist mit seinen Erinnerungen allein glücklicher! ...

Als Armantine dies sagte, warf sie mir einen melancholischen Blick zu; Friederike hat es bemerkt, steht auf und sagt: Komm und besieh Dir mein Haus, meinen Garten ... Kommen Sie mit uns, Karl?

— Nein, Madame, ich habe einige Briefe zu schreiben.

Ich grüße die Damen und gehe nach meinem Gartenhause. Ich bin überzeugt, daß Friederike es lieber sieht, wenn ich sie nicht begleite, überdies können diese alten Freundinnen sich tausenderlei zu sagen haben, nachdem sie sich so lange nicht gesehen haben.

Die Gegenwart dieser Frau, welche ich geliebt habe, hat mich, ich gestehe es, in Verwirrung gebracht, doch war es nur kurze Zeit; es war Erstaunen, die Bewegung der

Erinnerungen, es giebt nichts in meinem Herzen mehr, was Liebe wäre. Armantine ist noch recht hübsch, ich gestehe es, aber ihre Augen, manchmal so ausdrucksvoll, ihr Lächeln so verführerisch, können mir doch nicht diesen Ausdruck der zornigen Verachtung vergessen machen, mit welchem sie mich in den Champs-Elysées verließ.

Ich bleibe den ganzen Tag in meiner Stube. Als ich nach dem Salon zurückkehre, ist Friederike allein. Ich setze mich zu ihr.

— Ihre Freundin hat Sie verlassen?

— Ja, hoffen Sie dieselbe noch hier zu finden?

— Ich ... warum fragen Sie mich so?

— Sie antworten mir mit einer Frage ... das ist recht bequem. Uebrigens glauben Sie denn, daß ich es Ihnen als Verbrechen anrechne, wenn Sie eine große Freude haben eine Frau wiederzusehen ... welche Sie verehrten ... und vielleicht noch lieben?

— Ah, Sie glauben, daß ich sie noch liebe ...

— Wäre das so außergewöhnlich! wenn eine Liebe nicht ... befriedigt ist ... so ist gar kein Grund vorhanden, daß sie aufhört.

— Und Sie glauben also, daß sie aufhören muß, so wie sie befriedigt ist?

— Ich glaube . . . daß ich nur Ihre Freundin bin . . . während Armantine . . .

— Nun . . .

— Mein Gott! ich weiß nicht mehr, was ich sage . . . dieser unerwartete Besuch . . . diese Nachbarschaft, welche ich bekomme . . .

— Sie werden recht zufrieden sein, diese Freundin zu empfangen . . .

— Oh, ganz gewiß, bin ich darüber sehr erfreut . . . wahrscheinlich wird sie alle Tage kommen . . . überdem, da sie weiß, daß Sie hier sind . . .

— Ah, glauben Sie, daß sie meinetwegen kommen wird . . .

— Ihretwegen . . . meinetwegen . . . ich weiß nicht . . . nun wir werden ja sehen . . .

Friederike seufzt. Während des übrigen Abends ist sie traurig, träumerisch, ich, für meinen Theil, bin auch nachdenkend. Wir trennen uns früher als sonst und sie sieht mich nicht so wie gestern an, als sie sagte: auf morgen.

Den folgenden Tag schlage ich Friederike einen Spaziergang in der Umgegend vor, sie willigt ein und wir gehen fort.

Kaum haben wir funfzig Schritte gemacht, als wir Armantine auf uns zukommen sehen, ich bemerke, daß sie mit größerer Auswahl als gestern angezogen ist. Friederike kann ihr Mißfallen nicht unterdrücken und sagt leise: Ach, es scheint, daß man uns auflauert . . . das wäre belustigend.

— Sie gehen spazieren? frägt Armantine und sieht mich dabei an.

— Das scheint so, erwiedert Friederike.

— Erlauben Sie, daß ich mitgehen darf . . . ich kenne diese Gegend noch nicht und bin glücklich, Führer zu finden.

— Du kannst mit uns gehen. Doch sage ich Dir vorher, daß wir sehr gut zu Fuß sind und weite Promenade machen.

— Oh, ich gehe auch gern weit . . . und sollte ich müde werden, so wird der Herr so freundlich sein und mir seinen Arm geben.

— Ich stehe zu ihren Diensten, Madame.

Ich habe mit kalter Höflichkeit geantwortet, Friederike, welche bis jetzt meinen Arm hatte, ließ ihn los und rief aus: Auf dem Lande geht man allein . . . das ist bequemer.

Ich sehe sie mit Erstaunen an, denn gewöhnlich gehen wir nicht so.

Wir gehen weiter. Armantine bewundert die Gegend; alle Augenblicke ruft sie aus: Ah, hier ist es allerliebst! Ach, was freue ich mich, hergekommen zu sein.

Friederike sagt nichts, oder antwortet nur mit kurzen Worten. Ich setze die Unterhaltung mit Madame Sordeville fort, welche von mir fortwährend Auskunft über die Gegend haben will und immer einige Fragen an mich richtet. Ich glaube zu sehen, daß dies Friederike sehr ungeduldig macht, aber ich kann doch nicht gegen diese Dame unhöflich sein!

Unser Spaziergang ist übrigens nichts weniger als angenehm. Friederike verlangt zuerst, umzukehren. Armantine klagt darauf, müde zu sein, ich muß ihr schon meinen Arm anbieten, den sie eiligst nimmt. Ich biete den andern Friederike an, sie nimmt ihn nicht ... Was hat sie denn?

Wir sind zurückgekehrt. Armantine verläßt uns an ihrer Thüre und sagt ihrer Freundin, daß sie den Abend bei ihr zubringen würde.

Friederike ist blaß, bewegt, ich frage

nach der Ursache, frage warum sie meinen Arm ausgeschlagen hätte.

— Um Sie mit dem Gegenstand Ihrer Liebe allein zu lassen, sagt sie und sieht mich mit einem Blicke an, welcher in das Innerste meiner Seele dringen will. Dieser Blick giebt mir eine so süße Hoffnung, daß ein herrliches Leben mich durchglüht . . . aber ich wage es nicht zu glauben . . . ich wäre zu glücklich, wenn ich mich nicht getäuscht hätte.

Armantine bringt den Abend bei ihrer Freundin zu. Sie arbeitet, während wir Musik machen. Friederike bittet mich einige Romanzen zu singen, ich thue es und es scheint, als wenn ich meine Sache ganz gut machte, denn ich sehe Armantinen mit Erstaunen zuhören und als ich geendigt habe, sagt Madame Dauberny: Sehr gut, Karl, Sie haben mehr Erfolg gehabt, als den Abend bei Armantinen.

Ich lache in der Erinnerung dieses Abends, Madame Sordeville schlägt die Augen nieder und lacht nicht.

Armantine kommt den andern Tag, darauf den folgenden, endlich vergeht nicht ein Abend, ohne daß sie ihre Freundin besucht. Diese empfängt sie mit einer mehr höflichen,

als freundlichen Liebenswürdigkeit. Friederike hat nicht mehr diese Heiterkeit, diesen Frohsinn, welcher unserm Alleinsein einen solchen Reiz gab. Wenn ich jetzt mit ihr allein bin, so spricht sie wenig, wenn Armantine da ist, so spricht sie auch nicht mehr. Doch scheint Madame Sordeville diese traurige Stimmung ihrer Freundin nicht zu beachten; oft wirft sie mir sanfte Blicke zu, aber ich thue, als ob ich es nicht bemerke. Sie setzt sich immer zu mir; wenn wir in den Garten gehen, so geht sie an meiner Seite und richtet ihre Worte nur halblaut an mich, als ob sie mir etwas sagen wollte, was Friederike nicht hören sollte. Diese bemerkt das alles und sie wechselt dann schnell die Farbe; mein Herz schlägt heftig, ich bin versucht mich ihr zu Füßen zu werfen und zu sagen: Sie, sie allein liebe ich . . .

Aber wenn das alles nur das wäre, was sie den Egoismus der Freundschaft nennen . . . diese Frau ist so eigenthümlich . . . ich würde sehr in Verlegenheit kommen, wenn ich ihre Gefühle falsch verstanden hätte. Was würde sie von mir denken? daß meine Eigenliebe überall nur Frauen sieht, welche mich lieben!

Eines Morgens, als Armantine eine

Stunde mit uns zugebracht hat, erinnert sie sich, daß sie noch einige Geschäfte zu besorgen hat und sagt uns Adieu. Ich bin froh mit Friederike allein zu sein, ich schlage ihr einen Spaziergang vor, aber sie will nicht, sie schützt ein Unwohlsein vor und verläßt mich plötzlich.

Warum diese Launen gegen mich? Wenn die beständige Gegenwart ihrer Freundin ihr unangenehm ist, kann ich dafür? habe ich Madame Sordeville aufgesucht? Sie könnte doch sehen, daß ich mich gegen diese Dame nur in den Regeln des Anstandes halte. Dies sagte ich mir und verließ den Salon, ging zum Hause hinaus, hoffend eine Lösung meiner Beobachtungen auf einem Spaziergange zu finden.

Ich überlasse mich dem Zufalle, ohne auf den Weg, den ich einschlage, Acht zu geben; das schadet nichts, da ich keinen Ort erreichen will. Aber der Zufall will, daß ich anstatt links, rechts gehe, und um das Gehölz zu erreichen, muß ich bei Armantinens Wohnung vorbei.

Ich bemerkte es nicht, ich ging träumend weiter, aber plötzlich höre ich mich rufen. Ich erhebe die Augen. Ich bin vor der Wohnung der Madame Sordeville, sie ist

am Fenster, sie hatte mich gerufen und grüßt mich jetzt sehr freundlich.

Ich erwiedere den Gruß und will meinen Weg fortsetzen, aber Armantine sagt: Wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen und einen Augenblick eintreten, schon lange wünsche ich mit Ihnen eine Unterredung. Bei Madame Dauberny ist das nicht möglich, denn sie verläßt uns nicht einen Augenblick; weil der Zufall Sie hierher geführt hat, so werden Sie mir wohl diese Gefälligkeit erweisen?

Ablehnen wäre unhöflich und zeigte von schlechter Erziehung. Wenn man in eine Dame nicht mehr verliebt ist, so muß man doch höflich sein, wenn man kein Hurone sein will! . . . und ich möchte für solchen nicht gelten.

Ich trete also in die Wohnung von Madame Sordeville. Sie kommt mir entgegen und führt mich nach ihrem Zimmer, sie zeigt mir in ihrer Nähe einen Stuhl. Ich lasse mich darauf nieder und erwarte, was sie mir sagen will. Sie zögert und scheint verlegen, aber sie sieht mich oft an, und ihre feurigen Augen sollen mich veranlassen, zuerst das Wort zu nehmen; doch trotz dieser Blicke, trotz dieses Augenspiels, bleibe

ich stumm. Endlich entschließt sich Armantine die Unterhaltung zu beginnen: Mein Herr, als ich zu Friederike kam, vermuthete ich nicht, ich gestehe es, Sie dort zu finden ... besonders nicht in einer so großen Vertraulichkeit mit meiner Freundin, die sie auch nicht zu verbergen sucht ... Aber ich wiederhole Ihnen, ich erwartete das nicht. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf ... ich habe dazu kein Recht ... Sie liebten ... Sie lieben nicht mehr ... das kommt alle Tage vor ... Aber meine Freundin, was die betrifft, so glaube ich, wohl sagen zu dürfen, daß Ihr Benehmen gegen mich nicht wie das einer aufrichtigen Freundin ist. Sie mitzuführen, um ihr den Hof zu machen ... ihr ... Geliebter vielleicht zu sein, sie hat nicht zart gegen mich gehandelt und ...

Ich unterbreche Armantine: Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Madame, ich beginne, damit zu antworten, daß ich durchaus nicht der Liebhaber von Madame Dauberny bin, daß ich nur ihr Freund bin. Doch wenn ich selbst diese Dame liebte ... und sie mich würdigte diese Liebe zu erwiedern, wie könnten Sie dadurch beleidigt werden und was könnte es Sie überhaupt interessiren?

Armantine schweigt, seufzt und murmelt dann: Ich sehe wohl, Sie haben mir die Art und Weise nicht verziehen, mit der ich Sie neulich verließ in den Champs-Elysées. Ich hatte Unrecht, großes Unrecht, ich habe es schon oft bereut. Aber wissen Sie denn nicht, daß die Frauen manchmal von Launen geplagt sind? und wo sie sich dann über sich selbst nicht Rechenschaft ablegen können. Vielleicht habe ich daran mehr wie jede Andre, aber wenn ich mein Unrecht eingestehe, sollten Sie mich ohne Groll betrachten.

Armantine ist wirklich verführerisch beim Bekennen ihres Unrechts; sie kokettirt so allerliebst, daß sie Vielen den Kopf verdrehen würde; aber ich bin in eine Andere verliebt unh diese Liebe muß aufrichtig sein; denn die zärtlichen Blicke von Armantine wirken nicht mehr auf mein Herz.

— Ich zürne Ihnen durchaus nicht mehr, Madame, erwiedre ich lächelnd, jene Angelegenheit ist längst aus meinem Gedächtniß entschwunden und ich glaubte es ginge Ihnen ebenso. Sie schulden mir durchaus keine Erklärung; übrigens wissen Sie wohl, die Zeit ändert die Ansichten über gewisse Dinge. Heute scheint mir das alles nicht mehr der Mühe werth, daß wir uns noch

damit beschäftigen. Auf Wiedersehen, Madame, ich setze meinen Spaziergang fort, wenn Sie erlauben.

Ich stehe auf und grüße Armantine, welche von meinem schnellen Abschiede so überrascht ist, daß sie kaum meinen Gruß erwiedern kann.

Ich habe Armantinens Haus verlassen und will meinen Weg fortsetzen, als ich Friederike vor mir stehen sehe, die mich beobachtet. Ich eile auf sie zu. Ihre Bläße erschreckt mich, die Starrheit ihres Blickes thut mir weh. Ich will ihre Hand nehmen, sie zieht dieselbe lebhaft zurück.

— Was fehlt Ihnen denn? frage ich.

— Nichts!

— Was machten Sie hier?

— Ich wollte Sie von ihr herauskommen sehen; ich war sicher, daß Sie zu ihr gegangen wären. —

— Zu Madame Sordeville? der Zufall hat mich zu ihr geführt; ich ging vorbei und . . .

— Sie haben nicht nöthig sich zu ententschuldigen, oder einen Vorwand zu suchen. Ich habe Ihnen hundertmal gesagt, daß Sie Ihr eigener Herr sind, daß Sie zehn Geliebte haben könnten, wenn Sie wollten und

wenn es Ihnen Vergnügen machte, daß ich Ihren Neigungen in nichts entgegen treten will. Nur kann ich nicht leiden, wenn man unwahr gegen mich ist, wenn man mich täuschen, mir seine Gedanken verbergen will.

— Ich habe von allen dem nichts gethan, Friederike, und wenn Sie mich hören wollten —

— Später, jetzt nicht, leben Sie wohl!

— Sie verlassen mich, kommen nicht mit mir spazieren?

— Nein, ich habe Geschäfte, gehe nach Hause.

— Das will ich auch.

— Nein, setzen Sie Ihren Spaziergang fort, ich bitte Sie; ich sehe es nicht gern, wenn Sie mich begleiten, Sie sehen wohl, ich leide an den Nerven, ein Nichts verstimmt mich. Lassen Sie mich, mein Freund, auf Wiedersehen!

Sie entfernt sich rasch, ich fürchte sie zu reizen und folge ihr nicht. Sie war hier, sie spürte mir nach, sie wollte wissen, ob ich zu Armantine gehe. Und die Betrübniß in ihren Augen, so wie das Verheimlichen derselben, ist das nicht Eifersucht? Wenn sie nur Freundschaft für mich hätte, wäre sie denn da auf Armantine eifersüchtig?

Oh! es ist beschlossen . . . auf jede Gefahr hin . . . ich will ihr nicht länger verbergen, was ich empfinde; ich will ihr noch heute meine Liebe gestehen! es ist mir nicht mehr möglich mich mit der Rolle eines Freundes zu begnügen. Ich gehe lange in den Feldern umher, ich suche mir alles in's Gedächtniß zurück zu rufen, was in dem Benehmen Friederikens mir Hoffnung geben könnte, daß sie mehr als Freundschaft für mich hegt.

Die Mittagsstunde ist bereits da, als ich bei Madame Dauberny ankomme.

Ich finde Niemanden im Saal. Ich gehe in den Garten. Friederike ist nicht dort. Ich rufe Pomponne, der mit einem Briefe in der Hand erscheint.

— Wo ist Madame Dauberny?

— Abgereist.

— Wie? abgereist! Was sagst Du Schaafskopf?

— Ich sage, Herr, daß wir jetzt Herren vom Hause sind. Madame Dauberny ist mit Adèle abgereist und hat diesen Brief für Sie zurück gelassen.

Ich nehme den Brief, öffne ihn eilig und lese:

„Mein Freund!

„Ich reise, ich verlasse das Land, das „keinen Reiz mehr für mich hat, seit Armantine meine Nachbarin geworden ist und „ihre ganze Zeit bei uns zubringt. Ich sage „bei uns. Ich glaubte noch in der schönen „Zeit zu leben, wo wir Beide nur für einander lebten! Diese Zeit ist nur zu rasch „entflohen! Ich fühle wohl, daß ich egoistisch „bin und daß es natürlich ist, wenn Sie „glücklich sind eine Frau wieder gefunden zu „haben, die Sie so sehr liebten und deren „Gegenwart ein Feuer wieder belebt, das „nicht erloschen war. Leben Sie glücklich „bei ihr. Bleiben Sie auf meinem Landhäuschen so lange es Ihnen gefällt, und „glauben Sie mir, ich entferne mich ohne „Murren, wennn auch nicht ohne Bedauern." —

Kaum habe ich diese Zeilen geendet, so rufe ich auch schon meinen Diener.

— Pomponne! packe unser Felleisen, wir gehen augenblicklich nach Paris zurück.

— Nach Paris? Wann denn?

— Sogleich, beeile Dich!

— Und das Mittagsessen? wir haben noch nicht gespeist, es ist bereit, Adèle hat es mir bei der Abreise gesagt.

— Wir werden in Paris essen. Ich bleibe keine Minute länger in diesem Hause. Rasch! Du solltest schon fertig sein!

Eine Viertelstunde später rollen wir auf Paris zu.

In der Oper.

Ich komme in Paris Abends sieben Uhr an; in die Hausthür tretend ist die erste Person, die ich erblickte, Ballangier in einem hübschen braunen Rock, mit runden Hut, kurz mit einer Sorgfalt gekleidet, welche mir anzeigt, daß der Wunsch zu gefallen immer sein erster Gedanke ist.

Er eilt auf mich zu, nimmt meine Hand und ruft: Ah! da bist Du! Was bin ich froh Dich wieder zu sehen! Ich habe Dir soviel zu sagen, seit den zehn Wochen daß Du fort bist, denn zehn Wochen sind es!

— Ist Mignonne in diesem Augenblick bei mir?

— Nein, aber sie hält sich manchmal den ganzen Tag und einen großen Theil des Abends hier auf; oh! es gefällt ihr bei Dir so gut!

— Komm mit, Du erzählst mir Alles.

Ballangier begleitet mich. Ich entledigte mich meines Dieners, indem ich ihm sage: er solle essen gehen wohin er wolle. Ich bleibe mit Ballangier allein, ich fordere ihn nochmals auf, mir zu erzählen, wie es mit seiner Liebe steht.

— Zuerst, lieber Karl, als ich drei Tage nach Deiner Abreise kam, war ich sehr überrascht, als ich hörte, Du seiest auf's Land gegangen; ich wollte eben betrübt umkehren, da sagt die Pförtnerin zu mir: Es ist Jemand oben und ich habe den Befehl Sie hinauf zu lassen. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen; ich hatte eine geheime Ahnung, daß ich Mignonne oben finden würde. Sie war auch wirklich da; sie arbeitete, aber sie war sehr traurig; ich glaube sie hatte sogar geweint. Sie empfing mich kalt. Ich blieb lange bei ihr ohne ein Wort zu sagen; sie schwieg ebenfalls. Endlich sprach ich von Dir, von allem was ich Dir zu danken habe, von meiner Freundschaft für Dich. Nun hörte sie mich an und antwortete mir. Bei meinem zweiten Besuch sprach ich wieder von Dir; ich sah, daß dies das einzige Mittel war, sie ein wenig zum sprechen zu bewegen. Ich fragte sie, ob sie wüßte, wo Du wärest; sie antwortete seufzend, daß sie es

sehr gut wisse, aber da Du ihr ein Geheimniß daraus gemacht habest, glauben sie es mir nicht sagen zu können. Ich fuhr fortzukommen, und wenn ich meiner Arbeit wegen am Tage nicht kommen konnte, entschädigte ich mich dadurch, daß ich sie Abends auf der Straße erwartete. Ich sah sie dann von Dir herauskommen und da ich es nicht wagte sie anzureden, aus Furcht ihr zu mißfallen, folgte ich ihr von weiten bis in ihre Wohnung rue de Menilmontant. Du wirst gleich sehen was das für eine gute Idee von mir war, die junge Frau so zu begleiten. Seit einigen Tagen hatte ich nämlich einen wohl gekleideten stark beleibten, nicht mehr jungen Mann bemerkt, der Mignonne aufzulauern schien und ihr nachging, wenn es ihm gelang, denn sie verdoppelte bei seiner Annäherung ihre Schritte. Donnerwetter, sage ich mir vor etwa acht Tagen, der Sache wollen wir doch ein Ende machen! Halten wir uns etwas abseit und spüren wir nach den Absichten dieses Burschen. Das Wetter war gerade schlecht, wenig Leute befanden sich in der Straße. Ich warte; mein Kunde war auch da, er wartet wie ich. Nach einigen Minuten kommt Mignonne von Dir heraus. Nun sehe ich den Menschen, der

im dunkelsten Winkel der Straße lauerte, Mignonne erreichen, den Arm um ihren Leib legen und sie beschimpfen, trotz ihrer Protestationen und ihres Geschreies.

O! die Strafe ließ nicht auf sich warten! in drei Sätzen war ich bei Mignonne, hatte den Schuft am Kragen und schleuderte ihn in den Rinnstein, nachdem ich ihn in aller Geschwindigkeit mit einer gehörigen Anzahl von Faustschlägen zugedeckt hatte. Wenn Mignonnne nicht gebeten hätte, ich hätte ihn halb erschlagen. Es versteht sich, daß ich Mignonne den Arm bot und sie nach Hause brachte, was sie nun nicht ablehnte. Die arme Kleine hatte Furcht! sie dankte mir hundertmal mehr als die Kleinigkeit werth war. Seit dieser Zeit scheint sie mir mehr Freundschaft zu zeigen.

— Sehr gut, Ballangier, dieser Vorfall muß Deiner Angelegenheit günstig geworden sein, Mignonne ist erkenntlich und Du hast ihr einen großen Dienst geleistet.

— Ah, bah! großen Dienst! einen Unverschämten durchzuprügeln; alle Welt würde es für eine arme kleine Frau, die man beschimpft, gethan haben, man müßte ja kein Blut in den Adern haben! Und Du, Karl,

bist Du zufrieden? hast Du das Landleben völlig aufgegeben?

— Ich weiß nicht, das hängt von Umständen ab. Siehst Du Freund, ich bin auch verliebt, und ich weiß noch nicht, ob ich wieder geliebt werde!

— Ah bah! wahrhaftig? Du bist auch verliebt? oh, man liebt Dich ganz bestimmt, ich stehe Dir dafür, es ist unmöglich, daß man Dich nicht liebte!

— Wenn Du doch Recht hättest! Nun, ich habe heute noch nichts genossen, ich fühle jetzt doch das Bedürfniß, ich will mich stärken. Hast Du schon gegessen?

Ich beeile mich zu Tische zu gehen, da ich nachher Madame Dauberny besuchen will; da sie nur einige Stunden vor mir zurückgekommen ist, so muß ich sie zu Hause treffen. Ballangier geht mit mir. Er will mich auf der Straße verlassen; ich fordere ihn auf mich bis zum Boulevard zu begleiten, und unterwegs vernehme ich mit Vergnügen, daß seine Führung fortgesetzt anständig ist, daß die Liebe ihn die Arbeit nicht vernachlässigen läßt und daß er einer der ersten Arbeiter seines Fabrikherrn ist.

Wir sind nahe am Boulevard, als Ballangier eine Bewegung der Ueberraschung

macht, während wir vor einem hell erleuchteten Laden vorbeigehen. Er stößt mich mit dem Ellenbogen, um mich auf einen Menschen aufmerksam zu machen, der uns begegnet, wobei er mir zuflüstert: Da! da ist er! er hat mich nicht bemerkt, aber ich habe ihn gleich wieder erkannt!

— Wer denn?

— Der Mensch, den ich gründlich abgefertigt habe, als er sich Freiheiten gegen Mignonne herausnahm. Ich betrachte das Individuum, das Ballangier zeigt; sein Gang fällt mir auf und erinnert mich an Jemanden. Ich will meiner Sache sicher sein. Ich gehe ihm nach, überhole ihn, kehre um . . . ich hatte mich nicht geirrt, es war Herr Dauberny.

Ich weiß nicht, ob er mich auch erkannt hat; er setzte ruhig seinen Weg fort. Ich lasse ihn gehen und nähere mich Ballangier wieder, der einige Schritte vor mir stehen geblieben ist.

— Bleibe wachsam, sage ich zu ihm, ich kenne den Menschen, es ist ein Nichtswürdiger, hüte Mignonne vor ihm! Der Anblick dieses Elenden hat mich für sie zittern lassen. Ach! wann wird der Tag der Gerechtigkeit für ihn kommen!

— Soll ich ihm nachlaufen und ihn festhalten?

— Nein, nein, ich kann so mit ihm nicht verfahren, aber wir wollen ihn nicht außer Acht lassen, und es wird sich gewiß bald eine Gelegenheit bieten. Jetzt lebe wohl Ballangier, ich muß zu Tische.

Ich trete bei einem Speisewirth ein, esse eilig und laufe dann zu Madame Dauberny.

— Madame ist nicht zu Hause, sagt der Pförtner.

— Sagen Sie doch lieber gleich, sie will Niemanden annehmen, denn sie muß zu Hause sein. Ist sie denn nicht heute vom Lande zurückgekommen?

— Ja, mein Herr, sie ist zurück gekommen, aber bald wieder ausgegangen, erst vor Kurzem, und ich glaube nach der Oper.

Ich will sie durchaus treffen, wenn ich diesen Abend nicht benutze, um mich mit ihr auszusprechen, entkommt sie mir vielleicht noch einmal, und auf lange, sie ist im Stande, morgen schon wieder zu verreisen. Also nach der Oper! Friederike ist keine von jenen Frauen, die nicht wagen allein in's Theater zu gehen, mehr als einmal sagte sie: Wozu habe ich denn Begleitung nöthig?

wenn ich Lust habe ins Schauspiel zu gehen, schicke ich hin, nehme eine Loge und gehe. In meiner Loge bin ich allein, wie zu Hause und Niemand hat das Recht, mich zu belästigen.

Ich komme im Opernhause an; ich trete in's Orchester, bleibe am Eingange stehen und durchforsche die eine Seite des Saals; ich erblicke Friederike nicht. Ich gehe nun auf die andere Seite. Es ist ziemlich voll und Viele stehen schon am Eingange; ich stelle mich hinter diese und beginne meine Forschung von Neuem. Diesmal suche ich nicht lange. Ich sehe sie in einer Loge allein, sie scheint nicht auf ihre Umgebungen zu achten, sondern in Gedanken vertieft zu sein. Bevor ich zu ihr gehe, genieße ich noch etwas das Vergnügen sie zu betrachten. Plötzlich spricht man vor mir ziemlich laut, so daß mir kein Wort verloren geht. Uebrigens bin ich bald überzeugt, daß man meinetwegen absichtlich so laut spricht.

— Ei, sage doch, siehst Du dort in der Loge die Dame, die ganz allein ist.

— Die im perlgrünen Kleide? mit den schwarzen Locken?

— Richtig! Wie findest Du sie?

— Nicht übel — eine andalusische Gestalt, nur etwas bleich.

— Wahrscheinlich aus Gram über meinen Verlust.

— Ah bah!

— Doch, mein Bester, es ist eine alte Flamme, sie ist . . . .

Ich lasse St. Bergame nicht enden, denn wenn ich ihn nicht an seiner Stimme erkannt hätte, würde ich ihn an seiner Rede errathen haben. Ich fasse ihn an den Arm und sage halb leise zu ihm: Mein Herr, wer der Geliebte einer Frau war, und es sagt, ist ein Einfaltspinsel, wer sie öffentlich beschimpft ist ein Ehrloser.

St. Bergame dreht sich um, mißt mich mit unverschämter Miene und antwortet sehr laut: Ach, Sie spielen den Ritter dieser Dame, Sie sind wohl jetzt an der Reihe!

Ich bin nicht mehr Herr meiner Aufegung, ich versetze ihm einen heftigen Schlag ins Gesicht. St. Bergame will sich auf mich werfen, unser Streit hat aber schon Aller Blicke auf uns gezogen; man stürzt sich zwischen uns und jetzt bemerke ich erst, daß Fouvenard bei St. Bergame ist.

Wir entfernen uns; einige Personen wollen sich einmengen, ich mache ihnen aber

begreiflich, daß ihre Vermittelung fruchtlos sei und daß wir sehr genau wissen, wie diese Angelegenheit enden muß. Ich suche St. Bergame auf, der mich mit Fouvenard in der Ecke des Vorsaals erwartet. Der Letztere betrachtet mich mit erstaunter Miene und murmelt: Was? Sie? und weßhalb denn diesen Streit?

— Es sind keine Erklärungen mehr zu geben; wann treffen wir uns morgen?

— Um neun Uhr, nein, um zehn Uhr vor der porte Maillot, sagt St. Bergame, der vor Wuth bebt: ich stehe nicht gern früh auf, ich werde noch Zeit genug haben, Sie zu tödten.

— Sehr gut, mein Herr, welche Waffe?

— Den Degen. Ich werde diesen Herrn und noch einen andern als Zeuge nehmen.

— Gut, ich werde mit meinen Zeugen da sein.

Ich kehre in den Saal zurück und will nach der Loge der Madame Dauberny, aber eine Dame stürzt auf mich zu; es ist Friederike, sie nimmt meinen Arm und mich fortziehend sagt sie: Kommen Sie, rasch, rasch!

Ich folge ihr. Wir verlassen das Theater, sie preßt meinen Arm konvulsivisch; ich rede sie an, sie antwortet nicht. Sie weint;

sie verbirgt das Gesicht in ihr Taschentuch. Wir kommen endlich bei ihr an.

Nun wirft sie sich in einen Sessel und ihr Schluchzen bricht von Neuem aus. Ich werfe mich ihr zu Füßen, nehme ihre Hände und bitte sie, mir die Ursache ihres Schmerzes zu sagen.

Friederike ruft schmerzlich aus: Was mir fehlt und er frägt noch! Ich habe Sie am Eingange des Orchesters erkannt. Sie haben St. Bergame eine Ohrfeige gegeben.

— Ja, er beschimpfte Sie.

Sie nimmt mich beim Kopf und küßt mich wiederholt und ruft dann: Ah, recht so! Dank, mein Freund, ich erwartete nicht weniger von Ihnen.

— Also! warum dann diese Thränen . . . diesen Schmerz, da ich den Mann bestrafen werde, der Sie schon einmal beschimpft hatte. Ich habe endlich diesen Abend eine Gelegenheit gefunden, die ich suchte, seit unsrer Parthie nach dem bois du Boulogne.

Oh, gewiß! das Duell wäre etwas ganz Gewöhnliches wenn . . mein Gott, es ist meine Schuld, nur meine Schuld! ganz allein meine Schuld! Weshalb bin ich vom Lande zurück gekommen! das Alles wäre

nicht geschehen, wäre ich in Fontenay geblieben. Aber weshalb sind Sie, lieber Freund, denn zurück gekommen, weshalb folgten Sie mir, warum blieben Sie nicht bei der Frau, die Sie lieben, und die Sie jetzt gewiß nicht zurückstoßen wird.

— Sie irren sich, Friederike, gerade weil ich bei der Frau bleiben will, die ich liebe, bin ich zurückgekommen, um immer bei ihr zu sein, folgte ich ihr, denn die ich liebe, nicht aus Freundschaft, sondern aus Liebe, der heftigsten, aus wahrer Liebe, einer Liebe, die nur mit meinem Leben enden wird, das sind Sie, Sie! — Werden Sie mich noch aus Ihrer Gegenwart verbannen? Ich kann mich mit dem Namen eines Freundes nicht mehr begnügen, ich verberge zu schlecht, was ich für Sie empfinde!

Er liebt mich! er liebt mich! flüsterte Friederike ihre schönen Augen mit einem Ausdruck der seligsten Trunkenheit auf mich heftend. Dann sank sie in meine Arme, von dem Sturm ihrer Gefühle bewältigt, für die sie keine Worte mehr fand. Ich werde nicht versuchen mein Glück zu beschreiben. Man kann nicht wiedergeben, was man so tief empfindet.

Als wir unsere Sprache wiederfanden, sagte Friederike, ihren Kopf auf meinen Schultern: Jetzt mußt Du wenigstens alle meine Geheimnisse wissen, es dürfen unter uns keine mehr bestehen. Ich habe mich zu Dir hingezogen gefühlt, schon seit dem ersten Moment, wo ich Dich kannte. Ich zweifle nicht daran, es giebt Sympathieen, von denen man sich nicht Rechenschaft geben kann, durch die wir uns zu Personen hingezogen fühlen, die wir lieben müssen. Aber Du warst damals mit Armentine so beschäftigt — erinnere Dich, daß ich Dir damals die Erlaubniß verweigerte mich zu besuchen. Ich dachte nicht, daß Du mich je lieben könntest, aber ich fühlte, daß Deine Gegenwart mir gefährlich sein könnte. Ich sah Dich bei Armantine wieder, Du warst traurig, durch ihre Gefallsucht entmuthigt, ich wollte Dich trösten und bot Dir meine Freundschaft an. Ich war ehrlich, ich wollte nur Deine Freundin sein; aber der Kuß, den Du mir damals gabst, als ich zu schlafen schien, verbreitete Feuer durch meine Sinne, das mich belehrte, wie ich für Dich ganz andere Gefühle hegte, als die einer Freundin, aber Du liebtest Armantine und ich wollte nicht Gegenstand Deiner augen=

blicklichen Laune sein. Ich mußte also meine Verbindung mit Dir gänzlich abbrechen. Ich that's ohne Zögern. Später erfuhr ich was Herr Sordeville für ein Mensch war. Ich beeilte mich Dich aufzufordern, nicht mehr zu ihm zu gehen. Du folgtest meinem Rath nicht. Du warst noch immer in Armantine verliebt. Nun folgte der Auftritt in den Champ-Elisées. Wir sahen uns wieder, ich bot Dir von Neuem meine Freundschaft an, aber ich hatte große Mühe, den wahren Zustand meines Herzens zu verbergen. Deine Bekanntschaft mit Rosette verursachte mir Pein; aber ich begriff bald, daß das keine Liebe war. Als ich aber jene junge Frau bei Dir sah, die so allerliebst, so reizend ist, erfaßt mich neue Besorgnisse, und ich war sehr glücklich, als Du einwilligtest, Dich von Mignonne zu entfernen. — In Fontenay endlich schwebte mein Geheimniß mir täglich auf den Lippen, denn Deine Augen schienen mir mehr als Freundschaft zu zeigen. Da trafen wir wieder auf Armantine, die das Spiel der alten Gefallsucht wieder mit Dir begann. Das war zu viel für mich! ich hatte nicht mehr Kraft genug, dagegen anzukämpfen; ich entfernte mich und war entschlossen, es für immer zu thun.

Aber Du wolltest es nicht, denn Du liebst mich! ach mein Freund, das Glück, das ich jetzt empfinde, entschädigt mich für alle Qualen von früher.

Wir versenken uns nach diesen gegenseitigen Geständnisse in die Entzückungen unseres Herzens; plötzlich verfinstert sich Friederikens Stirn, sie blickt mich traurig an und ruft: Mein Gott! mein Glück läßt mich vergessen . . . es ist kein Traum . . . Du sollst Dich morgen schlagen!

— Ja, um 10 Uhr; aber das soll mich nicht hindern, heute Abend noch der glücklichste Mensch zu sein.

— Es ist also nicht möglich, auf dieser Erde ein vollkommenes Glück zu genießen! ich war so froh! so selig! Und er soll sich morgen schlagen!

— Ich werde Sieger sein! ich werde Dich rächen! Mein Glück wird noch größer werden, wenn es möglich ist.

— Oh! ja, ja wir wollen es hoffen. Auf was schlagt Ihr Euch?

— Auf Degen?

— Ah, St. Bergame hat gewiß diese Waffe gewählt. Er hat sich oft genug gerühmt, Meister im Gebrauch dieser Waffe zu sein!

— Ich hatte ihn geschlagen, er hatte also die Wahl der Waffe.

— Das ist in der Ordnung. Aber wie steht's mit Dir?

— Ich verstehe mich zu vertheidigen.

— Das wollen wir gleich sehen.

Friederike verläßt mich, geht in ein Kabinet und kommt mit zwei beknöpften Florets zurück, die sie mir mit den Worten anbietet: Laß sehen, Freund, ob Du Dich zu vertheidigen verstehst.

— Wie? Du verstehst Dich auf den Degen?

— Sehr gut sogar, sagte mir Grisier, mein ehemaliger Fechtlehrer; habe ich Dir nicht gesagt, daß ich eine männliche Erziehung genoß. Nun, mein Herr, ausgelegt! und halten Sie sich tapfer.

Ich nehme das Floret, ich glaube nur nöthig zu haben einige Stöße nachlässig pariren zu müssen. Friederike hat mich aber bald enttäuscht. Sie ist völlig sicher, zwei Stöße haben schon gesessen, sie ruft: Weißt Du Dich nur so zu vertheidigen?! Oh weh, dann läßt Du Dich tödten. Greif' doch an! Fall aus!

Diese Worte bringen mich zu mir selbst; meine Eigenliebe ist erwacht, wir fallen aus,

endlich habe ich sie berührt; sie wirft das Florett weg und küßt mich mit den Worten: Das lasse ich mir gefallen! gut gut! Aber Du mußt sehr acht geben, mein Freund, Dich nicht vernachlässigen. Wem nimmst Du als Zeugen?

— Du erinnerst mich daran; ich werde zu Balloquet gehen, ich kann auf ihn rechnen, ich will ihn selbst diesen Abend noch aufsuchen. Aber ich brauche dann noch einen Zeugen. Die Herren wollen zu dreien sein. Wen Teufel soll ich nur noch nehmen!

— Such' nicht lange, Freund, der Zeuge wird morgen früh um neun Uhr bei Dir sein.

— Kennst Du Jemanden?

— Ja.

— Ach, ich wette, Du denkst an Baron Brunzbrack.

— Vielleicht! Kurz, ich stehe für Deinen Zeugen ein. Kennst Du den Menschen mit dem langen Barte der bei St. Bergame war?

— Gewiß kenne ich ihn, und wenn ich mich ebenfalls mit ihm schlagen könnte, so würde es mir ein großes Vergnügen sein.

— Weshalb denn? hat er Dir etwas gethan?

— Mir nicht. Aber ich habe Dir doch Alles von Mignonne erzählt. Ihr schändlicher Verführer ist dieser Fouvenard, der Begleiter von St. Bergame.

— Mein Freund, gehe jetzt zu Balloquet, versichere Dich seiner, ich stehe Dir für den andern Zeugen. Jetzt geh Dich ausruhen zu morgen.

— Wirst Du zu mir kommen, um den Ausgang des Kampfes zu hören?

— Gewiß! Du wirst mich sehen. Auf morgen!

Ich presse sie an mein Herz. Ich bin über ihren Muth entzückt; sie lächelt mir noch zu, als ich mich entfernte. Ich finde nicht ohne Mühe Balloquet's Wohnung und da ich ihn nicht treffe, schreibe ich ihm das Nöthige auf und gehe mich niederlegen. Von ihr geliebt! ich bin so glücklich, daß ich nicht im entferntesten an mein Duell denke.

Ich erwache ziemlich früh. Die Begebenheiten von gestern erscheinen mir wie ein Traum. Aber nein, sie liebt mich, sie ist mein, und ich werde mich schlagen.

Um halb neun Uhr kommt Balloquet athemlos an und schreit: Was giebt es, mein lieber Rochebrun, Sie haben mir geschrieben: ich möchte ja nicht fehlen! da bin ich! Handelt es sich vielleicht um einen Streit?

— Richtig, ich habe heute morgen ein Duell, um 10 Uhr, vor der porte Maillot. Ich benachrichtige Sie vorher, mein lieber Balloquet, daß eine Ausgleichung nicht statt finden kann, ich habe meinem Gegner gestern in der Oper eine Ohrfeige gegeben.

— Aha! Teufel! Das ist allerdings ernstlich! Und woher kam der Streit?

— Wegen einer Dame.

— Wegen einer Dame? ah ich begreife!

— Wenn ich sie Ihnen nenne, ich wette Sie schlagen Sich auch für sie.

— Was? ich kenne sie also?

— Madame Dauberny.

— Madame Dauberny? ah! Teufel! Aber sagen Sie mir doch, sind Sie jetzt ernstlich in sie verliebt?

— Ich war es stets, mein lieber Bal-

loquet, aber ich wagte nicht es mir zu gestehen, auch nicht es ihr zu sagen, aus Furcht abgewiesen zu werden.

— Wie ich! Aber es scheint, daß Sie nicht abgewiesen wurden.

— Macht Sie das böse?

— Das fehlte noch! Ich war in Folge jenes Mittagsessen einen Augenblick in sie verliebt; man hat mich abblitzen lassen und ich habe nicht wieder daran gedacht. Ich bin aber nicht weniger erfreut, daß Sie mich als Zeuge gewählt haben. Die Dame ist entzückend und wenn sie auch meinen Schmeicheleien nicht Gehör gegeben hat, auf Ehrenwort, ich würde mich doch ebenfalls gern für sie geschlagen haben.

— Die Hand darauf! Balloquet ich habe nicht weniger von Ihnen erwartet.

— Welche Waffe ist gewählt?

— Der Degen.

— Werden wir nur zu zweien sein?

— Ich erwarte noch einen andern Zeugen.

— Wer ist es?

— Friederike hat es übernommen ihn zu schicken. Es wird wohl ein preußischer Baron sein, ein braver Mann.

Ich beende meinen Anzug; es schlägt neun Uhr. Ich werde schon nach dem Ba-

ron ungeduldig als meine Thür sich öffnet und ein junger, schmächtiger Mann von reizendem Wuchs erscheint vor uns. Ich betrachte ihn einen Augenblick, dann entfährt mir der Ruf: Friederike.

— Ich selbst, mein Freund.

— Ja, wahrhaftig Madame Dauberny!

— Was wollen Sie mit dieser Verkleidung?

— Was ich will? errathen Sie es nicht! Ich bin Ihr zweiter Zeuge.

— Sie? Friederike! wo denken Sie hin!

— Ich hatte es mir augenblicklich vorgenommen, als ich wußte, daß Sie Sich meinetwegen schlagen.

— Aber das geht ja nicht! eine Frau kann nicht als Zeuge dienen. Ich kann nicht zustimmen, nicht wahr, Balloquet?

— Es ist allerdings gegen den Gebrauch und . . .

— Hören Sie, meine Herren, ich habe nur Eines zu sagen. Ich will es. Wenn Sie mich nicht mitnehmen, so werde ich Ihnen folgen und überall mit hingehen. Alles Einreden dagegen ist unnütz. Ich will Ihr zweiter Zeuge sein.

— Aber die Zeugen meines Gegners werden uns auslachen.

— Nur Geduld, sie werden nicht lange lachen. Doch gehen wir, meine Herren, man muß nicht auf sich warten lassen. Der Wagen steht unten.

Ich sehe wohl, daß ich mich vergebens widersetze. Wir gehen. Ich nehme meinen Degen, aber im Wagen finde ich schon ein paar geschliffene Floretts. Friederike denkt an Alles. Wir plaudern etwas unterwegs. So muthig man auch ist, im Augenblick, wo man ein Duell vor sich hat, drängen sich uns doch eine Menge Betrachtungen auf.

An Ort und Stelle finden wir schon St. Begarme mit Fouvenard und einen kleinen Herrn, dem das Begegnen durchaus nicht angenehm scheint. Ich gehe voran, mich für mein Späterkommen entschuldigend. Balloquet folgt mir und Friederike bleibt zuletzt.

St. Bergame verneigt sich und im Garten sagt er: Suchen wir einen Platz aus.

Der kleine Herr findet, daß man sich hinter dem Gasthofe schlagen kann. Fouvenard hat Balloquet wieder erkannt und sie begrüßen sich beide mit Förmlichkeit.

Wir treten in's Gebüsch. Nach einigen Augenblicken bleiben wir auf einer lichten

Stelle halten. Ich ziehe meinen Rock aus, St. Bergame ebenfalls; nun nähert sich Friederike mit den Floretts und mein Gegner ruft überrascht: Wie! Madame Dauberny ist einer Ihrer Zeugen?

— Ja, mein Herr, erwiedert Friederike mit Würde, denn wenn Karl oder sein Freund mich nicht an Ihnen rächt, dann werde ich es selbst übernehmen.

St. Bergame bricht in ein spöttisches Gelächter aus und Herr Fouvenard stimmt ein. Dann ruft er: Ha, ha! eine Dame als Zeuge! Reizend! Ich möchte wohl von der Parthie mit dieser Dame sein.

— Gut! Sie sollen von derselben sein, oder Sie sind eben so feig als unverschämt, antwortet Friederike Fouvenard ein Florett hinreichend. Dieser will noch weiter scherzen und ausweichend versetzt er: Lassen Sie doch! ja wenn es ein Fächer wäre! aber ein Florett, schöne Dame, Sie wüßten ja nicht was Sie damit anfangen sollen.

— Ah? glauben Sie? Da!

Bei diesen Worten schlägt Friederike mit ihrem Florett Fouvenard übers Gesicht. Der bärtige Herr wird wüthend, er springt auf die Waffe, die man ihm hinhält, zu, und

sie ergreifend schreit er: Ich kenne Ihr Geschlecht nicht mehr und werde es nicht schonen.

— Und ich, ich werde die arme Mignonne rächen!

Bei Mignonne's Namen erbleicht Fouvenard, aber er schickt sich zum Kampf an. Balloquet ist auf den kleinen Herrn zugegangen und fordert ihn auf, dem gegebenen Beispiel zu folgen. Dieser sucht eine solche Zumuthung abzuwehren und findet es lächerlich, daß die Zeugen sich ebenfalls schlagen sollen.

Beim Anblick der sich kreuzenden Klingen von Friederike und Fouvenard erbebe ich, ich zittre für sie.

— Vorwärts mein Herr! ruft St. Bergame, ich bin nicht hierher gekommen, die Hochthaten dieser Dame zu bewundern. Ausgelegt!

Dieses Wort erinnert mich an mich selbst. Der Kampf beginnt. St. Bergame fällt heftig aus. Während ich mich vertheidige, höre ich nach den andern Kämpfenden hin; es scheint mir als habe Fouvenard einen siegreichen Schrei hören lassen. Mein Gegner benutzt meine Zerstreung, ich erhalte einen Stoß, der oben meinen linken Arm durchdringt. Diese Wunde reizt mich, ich

stürze mit Wuth auf St. Bergame ein und bald fällt er zu meinen Füßen nieder; mein Degen hat seine Brust durchbohrt.

Ich drehe mich um, ich suche Friederike, ihr Kampf ist schon ein paar Minuten beendet. Fouvenard liegt auf dem Rasen, eine Wunde in der Seite, unfähig den Kampf fortzusetzen. Der kleine Herr hat einen Wagen herbeigeholt. Balloquet hilft St. Bergame hinein bringen; derselbe ist so schwer verwundet, daß der junge Arzt für nöthig findet, sich mit zu ihm zu setzen. Ich komme mit Friederike allein zurück, die meinen Arm mit einem Tuch umwickelt hat, und Balloquet bittet, nicht lange auszubleiben.

Sobald wir im Wagen sitzen, schlingt sie einen Arm um mich, ich muß meinen Kopf auf ihre Schulter legen und sie wendet das Auge nicht von mir. Man scheint sich noch stärker zu lieben, wenn man einer großen Gefahr entronnen ist. Wir kommen bei mir an. Pomponne fängt an zu weinen, als er mich verwundet sieht und ich habe viele Mühe ihm begreiflich zu machen, daß es nichts zu bedeuten hat. Ich setze mich auf einen Divan. Friederike setzt sich zu mir und zupft Charpie. Sie wundert sich, Mignonne nicht zu sehen, denn sie rechnet darauf,

daß dieselbe mich sorgfältig pflegen wird, sobald sie selbst genöthigt ist mich zu verlassen. Nach dreiviertel Stunde kommt Balloquet endlich an.

— Herr St. Bergame wird auf lange genug daran haben, wenn er überhaupt noch davon kommt, sagt er eintretend. Er hat seinen Wundarzt, ich habe ihn diesem überlassen. Was Fouvenard betrifft, der ist in vierzehn Tagen wieder auf den Beinen, am meisten ärgert ihn aber der Hieb über's Gesicht, der sitzt so prächtig, daß unser Verführer wahrscheinlich zeitlebens das Zeichen davon behalten wird. Teufel, Madame Ihre Hand ist nicht immer leicht.

— Aber jetzt, Herr Balloquet, sehen Sie doch auch nach Karl.

Balloquet untersucht meinen Arm und erklärt, daß auch nicht die geringste Gefahr vorhanden sei, doch möge ich einige Tage das Bett hüten. Ich will, wenn auch mit Bedauern, meinem Arzt gehorchen, als es heftig schellt. Ich vermuthe Mignonne, aber es ist Ballangier der bleich, bewegt und fast sprachlos vor mir erscheint.

— Was fehlt Dir? was ist geschehen? frage ich.

— Ach, ein Unglück! ein ... mein Gott! Du bist verwundet!

— Nichts, nichts, aber sprich doch!

— Du hattest mir gestern gerathen über Mignonne gut zu wachen. Als ich Dich verließ, ging ich, unruhig über Deine Warnung, zu ihr. Ich komme in die rue de Menilmontant und obgleich ich überzeugt bin, daß Mignonne nicht ausgegangen ist, da sie den ganzen Tag nicht zu Dir gekommen war, treibt mich etwas bei ihrer Pförtnerin nachzufragen. Madame Landernoy ist nicht zu Hause, antwortet die Frau, sie ist heute morgen wie gewöhnlich ausgegangen, um bei Herrn Rochebrun zu arbeiten. Ich wußte, daß man sie bei Dir nicht gesehen hatte, denke Dir also meine Unruhe; ich sage dies der Pförtnerin. Sie theilt meine Unruhe. Wir warten; der Abend kommt, die Nacht geht vorüber und Mignonne ist noch nicht zurück. Heute morgen gehe ich nach dem Kirchhofe des Père Lachaise, wo Mignonne oft das Grab ihrer Tochter besucht. Ich forsche nach und richtig, man hat sie gestern früh gesehen, die Pförtnerin kennt sie ganz gut. Nachdem sie wie gewöhnlich eine halbe Stunde an dem Grabe ihres Kindes ver-

weilte, ging sie wieder, wahrscheinlich um hierher zu gehen. Seitdem ist sie verschwunden.

— Mein Gott, rief Friederike, was kann ihr denn geschehen sein?

— Was ihr begegnet sein kann? rief Ballangier seine Faust ballend, oh! ich vermuthe es und Karl auch. Ein Mensch — ein Elender lauert Mignonne schon seit lange auf. Ich habe ihn vor einiger Zeit einmal tüchtig durchgehauen, das scheint aber doch noch nicht genug gewesen zu sein. Ich hätte ihn todtschlagen sollen! Vom Kirchhofe bis zur Stadt kommt man durch einsame Straßen, durch Gäßchen, wo man selbst am hellen Tage selten Jemanden begegnet. Wir wissen nicht wie Mignonne gewöhnlich ging, aber er wußte es sicher, er hat ihr aufgelauert, sie geraubt, in einen Wagen geworfen. Findet man in Paris für Geld nicht stets Taugenichtse die zu allem bereit sind? Derselbe, den wir gestern Abend begegneten, hat Mignonne entführt, erinnere Dich Karl, aber Du kennst ihn ja, Du hast es gestern gesagt! Der Tag der Gerechtigkeit muß kommen! Sage mir jetzt wer es ist, wo ich ihn finde, ich bringe ihn um, wenn er Mignonne nicht heraus giebt!

Friederike und Balloquet betrachten mich

mit Angst. Soll ich ihn nennen diesen Menschen? nennen vor ihr? und weshalb soll ich dies Ungeheuer schonen? warum soll seine Frau nicht ebenso gut das Recht haben ihn zu verachten wie ich?

— Der Mensch, der Mignonne nachstellte, sage ich endlich, ist Ihr Mann Friederike, es ist Herr Dauberny.

Ballangier ist versteinert, Balloquet nicht minder überrascht; Friederike im Gegentheil macht nur eine leichte Kopfbewegung und murmelt: ich vermuthete es! dann fügte sie hinzu: Aber es genügt nicht überzeugt zu sein, daß er es ist, man muß es beweisen können. Wie entdecken wir den Ort? in welchen Winkel von Paris hat er Mignonne verborgen? Wenn Sie ihn fragen, würde er leugnen an dem Verschwinden der jungen Frau betheiligt zu sein.

— Helfen Sie mir nur Ihren Gatten ausfindig machen, sage ich; sorgen Sie, daß ich ihn sprechen kann; mir gegenüber wird er nicht leugnen, dafür stehe ich Ihnen!

Friederike blickt mich überrascht an, dann springt sie plötzlich auf und ruft: Ich eile nach Hause, meine Gegenwart wird seinen Verdacht nicht wecken. Ich werde erfahren, was er seit gestern gemacht hat, ob

er es gewesen ist. Wenn er es war, lasse ich es Ihnen augenblicklich wissen, und damit er nicht ausgeht, werde ich zu ihm gehen, eine Geschäftsunterredung von ihm verlangen, kurz, ich werde ihn zurückhalten.

Sie sagt nichts mehr, sie ist schon fort. Nun wende ich mich an Balloquet: Sie erinnern sich der Annette und des . . . . Bouqueton.

— Ja, ja, nun?

— Nun, dieser Bouqueton ist Herr Dauberny.

— Was! der Elende, der . . . .

Ich lege den Finger auf den Mund zeige auf Ballangier, der seinen Kopf mit beiden Händen erfaßt hat und dessen Angst ich nicht vermehren will. Balloquet begreift mich, aber er kann nicht mehr ruhig aushalten, er geht mit großen Schritten in der Stube umher und murmelt: Ach! mein Gott — aber man muß eilen, man darf nicht einen Augenblick verlieren; arme junge Frau! oh! wie schrecklich, sie in seiner Gewalt zu wissen.

Wir zählen die Sekunden. Jeden Augenblick tritt Ballangier ans Fenster. Endlich ruft er: Da kommt die Dame wieder!

— Desto schlimmer, versetzt Balloquet, dann war ihr Mann nicht zu Hause.

Friederike tritt ein, wirft sich außer sich und ganz erschöpft auf einen Sessel.

— Herr Dauberny ist nicht zu Hause, sagt sie, indessen die Nacht über war er da.

— Die Nacht über zu Hause! ruft Ballangier.

– Ja, der Pförtner ist dessen ganz sicher, er sah ihn gestern noch bei Tage und ziemlich früh nach Hause kommen. Er hat das Haus dann nicht mehr verlassen.'

— Unser Begegnen hat ihn beunruhigt, sage ich, er wagte nicht sich zu Mignonne zu begeben, aus Furcht beobachtet und ausgespürt zu werden.

— Möglich. Aber diesen Morgen ist er sehr früh ausgegangen mit dem Bemerken, daß er einige Tage auf dem Lande zubringen wolle, daß er vielleicht selbst drei Wochen abwesend bleiben würde! Wo soll man ihn jetzt suchen! wo ihn finden!

Wir sind vernichtet. Ballangier ist ein Raub der größten Verzweiflnng, und weiß doch nicht einmal, was Balloquet und ich für Mignonne besorgen, die den Zumuthungen des Herrn Dauberny nicht nachgeben wird, dessen sind wir sicher.

Seit lange herrscht tiefes Schweigen, denn jeder forscht in seinem Geiste nach Mit-

teln, Herrn Dauberny auf die Spur zu kommen. Plötzlich ruft Friederike: Ach, eine Hoffnung!

Wir blicken mit Angst auf sie.

— Vor einiger Zeit machte Herr Dauberny doch eine Reise, und während dieser Zeit kam ein Herr Faisanté oft nach ihm fragen. Eines Tages traf er nur Adele und sagte: wenn Dauberny bald wieder kommt, sagen Sie ihm doch, daß er gleich zu Herrn St. Germain, auf den Montmartre, in das kleine Haus links, das mit der grünen Thüre, komme.

— Auf den Montmartre! rief Balloquet, von da her kam er gestern Abend.

Ich stehe auf, ich reiche Balloquet meinen Arm, er soll ihn mir in ein Tuch hängen und ich rufe: Komm, dieser Umstand ist ein Fingerzeig des Himmels, verlieren wir keine Minute. Friederike, Sie können uns nicht begleiten, aber wir sehen uns bald wieder, und ich habe eine gewisse Ahnung, daß wir Mignonne mitbringen.

Ballangier fällt mir um den Hals und küßt mich, Friederike legt mir den Arm in die Binde und flüstert: Sie sind verwundet und gehen aus, obgleich Sie der Ruhe bedürfen.

— Was thut's! wenn meine Heilung auch verzögert wird, wenn nur alle, die ich liebe, glücklich sind wie ich.

— Sie haben Recht. Gehen Sie, aber bedenken Sie, daß ich Sie erwarte.

Ich habe den Ring der armen Annette aus meinem Schreibtisch zu mir gesteckt; auf ihn setze ich meine ganze Hoffnung. Ich drücke Friederike die Hand. Wir gehen.

Wir steigen in den ersten Wagen, dem wir begegnen und ich sage zum Kutscher: Nach dem Montmartre, auf den Platz. Aber rasch, fünf Franks die Stunde.

Der Kutscher fährt wie der Wind und doch scheint der Weg uns sehr lang. Endlich sind wir auf dem Platze. Ich lasse den Wagen halten, wir steigen alle drei aus und wenden uns links.

Es muß dort sein! rief Ballangier auf ein Haus zeigend von ziemlich unscheinbarem Aeußeren und das nur eine kleine grüne Thür hat.

— Bleib auf dem Platze, sage ich zu Ballangier, und verliere das Haus nicht aus den Augen. Sollte Jemand heraus kommen, dann läufst Du herbei. Wir, Balloquet und ich, treten ein.

Ich klopfe an die kleine grüne Thür,

sie öffnet sich. Wir treten in einen Gang, am Ende desselben befindet sich ein kleiner Hof. Eine Art Megäre sitzt in einer dunkeln Nische und schreit: Zu wem wollen Sie?

— Zu St. Germain?

— Er ist nicht da, kommt heute auch nicht mehr wieder.

— Dann muß Herr Bouqueton hier sein, wir können es auch mit ihm abmachen.

Die Megäre betrachtet uns mit mißtrauischem Blick dann murmelt sie: Ja Herr Bouqeton ist da, seit diesem Morgen, warten Sie, ich werde Sie anmelden, treten Sie dort ein, in den kleinen Saal, ich werde ihm sagen, daß Freunde des Herrn St. Germain hier sind.

Wir treten in ein Zimmer zu ebener Erde und tragen Sorge, dem Fenster nicht zu nahe zu kommen, damit man uns von draußen nicht erkenne.

Nach einigen Minuten vernehmen wir dumpfe Tritte von der Treppe her, die Thüre öffnet sich und Herr Dauberny erscheint vor uns. Er betrachtet uns einige Augenblicke mit Erstaunen, aber je mehr er mich ansieht, desto verwirrter wird er. Indessen er sucht sich wieder zu fassen und frägt: Was steht Ihnen zu Diensten?

— Wir kommen Mignonne Landernoy abholen, eine junge Frau, die Sie gestern früh auf dem Wege vom Kirchhofe des Père-Lachaise entführen ließen.

Dauberny ist nicht Herr genug über eine plötzliche Bewegung, aber er heuchelt Ruhe und erwiedert: Ich verstehe durchaus nicht, was Sie damit sagen wollen. Sie verkennen mich jedenfalls.

— Nein, ich kenne Sie sehr gut; besinnen Sie Sich nur, Sie sahen mich schon einmal in Ihrem Hause. Sie sind Herr Dauberny, den Namen Bouqueton nehmen Sie nur bei Ihren Abendtheuern an! Sie sehen, ich kenne Sie nur zu gut.

Friederikens Mann blickt mich einige Augenblicke an, dann versetzt er mit spöttischer Miene: Und Sie sind der Geliebte meiner Frau, derselbe der mit ihr in Fontenay sous-Bois wohnte. Sie sehen, ich kenne Sie auch.

— Wenn Ihre Frau ihr Herz an Jemanden anschließt, so entschuldigt sie nur zu sehr das schändliche Leben ihres Gatten.

— Mein Herr!

— Enden wir! Wo ist Mignonne! geben Sie die junge Frau heraus, wir gehen ohne sie nicht fort.

— Ich weiß nicht was Sie sagen wollen, ich fordre Sie auf Sich zurückzuziehen.

Anstatt uns zurückzuziehen, nähern wir uns Herrn Dauberny; ich bringe ihm meine Hand, in der sich Annettens Ring befindet, unter die Augen und sage: Und das? wissen Sie auch nicht was das heißt? — Beim Anblick des Ringes wird Dauberny grün, er schwankt und fällt auf einen Stuhl. Balloquet faßt seinen Arm und sagt: Ich habe die unglückliche Annette, die Du ermordet hast, behandelt; sie ist todt, aber sie hat mir Alles gestanden. Wir kennen Dein Verbrechen bis auf die geringsten Einzelheiten.

Dauberny hat die Sprache verloren. Große Schweißtropfen rollen von seiner Stirn, er zieht einen Schlüssel aus seinem Busen, reicht ihn uns mit zitternder Hand und stammelt mit erloschner Stimme: Im zweiten Stock.

Ich gebe Balloquet ein Zeichen bei Dauberny zu bleiben und eile die Treppe hinauf. Ich finde zwei Thüren, die hinten heraus ist verschlossen. Ich öffne sie und erblicke Mignonne auf den Knien, betend in einem Winkel der Stube. Als sie die Thüre öffnen hört, stößt sie einen Schrei aus und läuft zum Fenster, aber ich rufe sie, sie er-

kennt meine Stimme und fällt besinnungslos zu Boden. Armes Mädchen! die Freude tödtet manchmal. Ich nehme sie in meine Arme, trage sie fort. Die frische Luft wird ihr wohl thun. Wir gelangen in den Hof, sie öffnet die Augen wieder, sie lächelt und ruft: Sie haben mich also noch einmal gerettet!

Balloquet hat uns gehört, er kommt zu uns, ich sage ihm: er soll Mignonne in den Wagen bringen, dann kehre ich zu Herrn Dauberny zurück, der bleich und vernichtet wie ein Verbrecher sein Urtheil erwartet.

— Mein Herr, sage ich, wir wollen schweigen, aber Sie verlassen Frankreich und sehen Ihre Gemahlin nie wieder.

Er verspricht durch Zeichen zu gehorchen. Ich eile zu meinen Freunden.

Ballangier ist vor Freude wie närrisch; er nimmt Mignonne's Hände, küßt sie und ich beeile mich ihr zu sagen, daß wir ohne ihn noch nichts von ihrer Entführung erfahren haben würden, daß er also ihr eigentlicher Retter sei.

Gerührt reicht sie Ballangier die Hand.

Mignonne erzählt nun, wie gestern in einer einsamen Straße zwei Männer, die sie jedenfalls schon verfolgt hätten, auf sie ge-

stürzt wären, sie nach einer Kutsche geschleppt hätten, die einige Schritte von ihnen schon gewartet habe. Man habe ihr den Mund mit einem Tuche zugehalten, im Wagen aber wäre sie ohnmächtig geworden.

Als sie wieder zu sich gekommen, habe sie sich in dem kleinen Häuschen auf dem Montmartre befunden; ein Herr, den ich nach der Beschreibung als Faisandé erkannte, war bei ihr und suchte sie zu beruhigen.

— Sie werden heute Abend meinen Freund Bouqueton sehen; Sie werden sich mit ihm aussöhnen, es ist ein guter Junge, es scheint er ist in Sie verliebt.

Mignonne hatte sich diesem Herrn zu Füßen geworfen, und ihn gebeten ihr die Freiheit wieder zu geben. Er hatte sich begnügt sie einzuschließen und die abscheuliche Megäre habe ihr Nahrung gebracht. Der Abend sei vergangen, aber Niemand erschienen. Mignonne habe die Nacht kein Auge zugethan. Endlich gegen acht Uhr früh sei ein andrer Mann gekommen, den sie als Denjenigen erkannt habe, der sie auf der Straße beschimpft habe. Dieser habe ihr angekündigt, daß sie seine Maitresse werden müsse. Mignonne habe ihn mit Abscheu zurückgestoßen, er habe sie darauf mit den

Worten verlassen; Weinen und schreien, Alles ist unnütz, das beste ist sich zu fügen! heute Abend werde ich hier sein!

Mignonne war allein geblieben; sie hatte sich vorgenommen, lieber zu sterben, als nachzugeben. Da sie keine Waffe besaß, wollte sie znm Fenster hinausspringen, sobald man wieder in die Stube käme. Dann hatte sie angefangen zu beten. Da kam ich . . . es war die höchste Zeit.

Wir sind endlich wieder bei mir zu Hause. Friederike erwartet uns. Sie umarmt Mignonne, dann soll ich ihr alles erzählen. Mir fehlen die Kräfte zum Reden, die heftigen Gemüthsbewegungen die ich empfunden, haben meine Wunden von Neuem bluten lassen; ich leide schrecklich, ich verliere die Besinnung.

Ein Empfangstag.

Es scheint, daß ich acht Tage hindurch sehr krank war. Meine Wunde hatte Fieber hervorgerufen, ich phantasirte; mein Zustand, der ganz gefahrlos gewesen, war durch die Begebenheiten nach dem Duell gefährlich geworden.

Endlich ging es mir besser; Gesundheit und Glück kehrten wieder. Friederike ist an meinem Bett und empfängt meinen ersten Blick. Thränen entfallen ihren Augen, als ich ihr die Hand reiche.

— Gerettet! ruft sie, gerettet! Ach, Balloquet sagte es wohl, Du würdest genesen; aber ich wagte es nicht zu glauben.

Ich sehe noch zwei andre Köpfe die sich langsam vorbeugen; es ist Mignonne, es ist Ballangier. Ich gebe ihnen die Hand, ich will ihnen danken; aber Friederike bittet mich nicht zu reden, ich darf ihnen aber zulächeln, das ist schon etwas!

Madame Dauberny hat von Balloquet erfahren, wie es uns gelang, Mignonne zu befreien. Er hat ihr selbst nicht verfehlt, daß Herr Bouqueton der Mörder der armen Annette war. Friederike hat geschworen, mit

diesem Menschen nicht mehr unter demselben Dache zu wohnen. Ich glaube er wird es nicht mehr wagen, wieder in der Welt zu erscheinen.

Die Gesundheit kehrt schnell wieder, wenn das Herz zufrieden ist. Einige Tage darauf ergehe ich mich etwas, auf Friederike gestützt, auf den Boulevard's.

— Mein Freund, sagt sie, Balloquet behauptet, die Landluft würde Dich völlig herstellen. Morgen, wenn Du glaubst die Reise aushalten zu können, gehen wir nach Fontenay und bleiben den Sommer über dort.

— Nach Fontenay? frage ich, sie ansehend. Fürchtest Du nicht Personen dort zu begegnen, deren Gegenwart Dir langweilig ist?

— O nein! nein, ich bin jetzt Deiner Liebe gewiß.

Am andern Tage befinden wir uns in Fontenay und Friederike wollte sogar durchaus Mignonne mitnehmen; sie hat jetzt viel Freundschaft für dieselbe.

Mignonne ist jetzt viel freundlicher und liebenswürdiger gegen Ballangier.

Dieses Mal wohnt Mignonne im Pavillon, den ich inne hatte, und ich befinde

mich unter demselben Dache mit Friederike; ein Genesender hat viel Aufmerksamkeiten nöthig.

Armantine hat uns bald nach unsrer Ankunft besucht. Friederike empfängt sie mit unendlicher Liebenswürdigkeit, was Madame Sordeville jedoch nicht hindert seltener zu kommen. Die Frauen haben einen Takt, der ihnen auf der Stelle errathen läßt, wenn sie die Parthie verloren haben.

Ich bin nach Paris gegangen, ich habe über Ballangier Erkundigungen eingezogen. Alles spricht zu seinen Gunsten. Ich gehe zu ihm und lade ihn zu übermorgen nach Fontenay zu Tische. Er lehnt anfangs diese Ehre ab, aber ich lasse nicht eher nach, als bis er es mir versprochen hat zu kommen.

Der arme Junge wünscht nichts sehnlicher, denn ich habe ihm gesagt, daß er Mignonne sehen wird. Ich habe Balloquet ebenfalls eingeladen auf's Land zu kommen. Nach Fontenay zurückgekehrt, theile ich Friederike mit, wen ich mir erlaubt habe einzuladen, ohne mir vorher ihre Bewilligung dazu erboten zu haben. Sie schließt mir den Mund mit den Worten, daß sie mir gegenüber keine Bewilligung mehr habe. Nachdem sie einen Augenblick überlegt zu haben

schien, sagt sie: Ich möchte für diesen Tag auch einige Einladungen ergehen lassen. Es ist Dir doch nicht unangenehm, wenn ich Gesellschaft bitte?

— Im Gegentheil, an diesem Tage wird es mir großes Vergnügen machen.

Ich gehe den folgenden Tag abermals nach Paris, ich habe verschiedene Einkäufe zu machen, denn ich will einige Geschenke geben. In der rue du Petit-Carreau fällt mir ein Punschladen in die Augen; ich erinnere mich an Rosette, ich bleibe stehen; man ruft mich, es ist meine hübsche Brünette. Sie thront hinter dem Ladentisch. Fürchten Sie Sich etwa, mein Herr, in meinen Laden einzutreten? ruft Rosette noch eben so lebhaft nnd anlockend wie früher. Sie gehen vorüber ohne eine alte Bekanntschaft zu würdigen, ihr guten Tag zu sagen

Dann singt sie:

Was? und Sie sagen nichts?
Mein Freund, das ist nicht recht;
Ach früher war's ganz anders
Wie waren Sie da „schlecht!"

— Noch immer so lustig Rosette?

— Meiner Treu, warum nicht? der Punsch macht nicht so traurig wie ich glaubte,

und dann, mein Mann ist ein so guter Junge, ich mache mit ihm was ich will.

— Sie sind also glücklich?

— Ja, mein Herr, sehr glücklich, ärgert Sie das?

— Im Gegentheil, es freut mich sehr.

— Und spielt Ihre schöne Dame noch immer Ihre Freundin?

— Nein, wir verstehen uns jetzt besser; wir hatten uns beide geirrt, als wir glaubten nur Freundschaft für einander zu fühlen.

— Na, das hatte ich längst kommen sehen!

— Adieu, Rosette.

— Ich hoffe, Sie geben mir Ihre Kundschaft. Schicken Sie mir doch auch Ihren Rosenduft-Doktor, mit oder ohne Handschuhe.

— Ich werde Ihnen alle meine Bekannten zuschicken.

Ich habe Rosette verlassen und bin nach Fontenay zurückgekehrt. Ich zeige Friederiken alles was ich für Mignonne gekauft habe. Die junge Frau soll morgen einen Anzug haben, der ihre Person noch reizender macht. Friederike stimmt allem, was ich gethan habe, zu; ich glaube sie erräth mich zum Theil.

Der Empfangstag ist gekommen. Die

Brüder Ramonet und mehrere Personen der Nachbarschaft finden sich vor Tische ein. Armantine gehört mit unter die Geladenen. Desto besser, es wäre mir sehr unangenehm, wenn sie an diesem Tage nicht zugegen gewesen wäre. Balloquet läßt nicht auf sich warten.

Mignonne erscheint endlich in einem reizendem Anzuge; sie ist ganz verschämt in demselben. Friederike führt sie in den Saal, in den sie erröthend eintritt, obgleich Madame Dauberny ihr leise zuflüstert: Zittern Sie nicht Mignonne, die Herren bewundern Sie, und die Damen beneiden Sie; das ist die hübscheste Rolle, die man in Gesellschaft spielen kann.

Madame Sordeville beißt sich auf die Lippen, sobald sie Mignoone ansichtig wird, sie bringt ihr dadurch eine stumme Huldigung.

Man erwartet nur noch Ballangier; er kommt, ohne Anmaßung gekleidet, aber anständig, um sich der Gesellschaft vorzustellen. Diese ist nun in dem Saale zu ebner Erde versammelt. Ich nehme Ballangier bei der Hand und führe ihn zu Madame Dauberny mit den Worten: Sie erlauben mir wohl, Ihnen meinen Bruder vorzustellen.

Ein allgemeiner Ruf der Ueberraschung ertönt, nur Friederike sagt leise: ich wußte es.

Am meisten aber ist Ballangier selbst überrascht; er steht unbeweglich, bebend, mit Thränen in den Augen. Endlich sagt er mit ununterbrochener Stimme: Ach! Karl, wozu! es war nicht nöthig.

— Dich als Bruder anzuerkennen? sage ich mit erhobener Stimme. Ah! ich glaube dieser Augenblick ist für mich gerade ein sehr angenehmer. Wenn ich lange Zeit das Band verbarg, das uns vereinigte, glaubst Du es geschah' unsrer verschiedenen Stellung wegen? weil Du nur ein Arbeiter bist? während mich das Glück mehr begünstigt hatte! Nein, mein Freund, ich wollte nicht Dein Bruder heißen, weil Du durch schlechte Gesellschaft verführt ein Leben führtest Deiner unwürdig. Jetzt wo Du ein andrer Mensch geworden bist, wo Du die Achtung Deiner Kameraden, Deines Herrn besitzest, heute bin ich stolz Dich meinen Bruder zu nennen; denn Du bist ein nützliches Glied der Gesellschaft, ein achtbarer Mensch, und dabei kommt es auf die Stellung nicht an.

Ich fahre gegen Friederike gewendet fort: Ja, Madame, Ballangier ist mein Bruder, wenn auch nur von Seiten meiner

Mutter, die Wittwe war und einen Sohn hatte, als sie mein Vater heirathete. Und nun, wende ich mich an Mignonne, erlauben Sie mir um Ihre Hand für meinen Bruder anzuhalten, er liebt Sie aufrichtig und wird alles aufbieten Sie glücklich zu machen.

Mignonne reicht Ballangier furchtsam ihre Hand und erwiedert mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth: Ich werde sehr zufrieden sein, mich als Ihre Schwester betrachten zu können. — Armantine scheint sich gar nicht in unserer Gesellschaft zu gefallen. Abends entfernt sie sich zeitig. Den andern Tag verläßt sie Fontenay.

— Woher wußten Sie denn, daß Ballangier mein Bruder ist? frage ich Friederike, sobald ich mit ihr allein bin.

— Mein Freund, Sie haben also jenen Tag vergessen, in den Champs-Elysées; der arme Junge war betrunken, und während ich ihn zu beunruhigen suchte, verrith er mir, ohne es zu ahnen, was ich ihm abgefragt hatte.

Einige Tage nach dieser Gesellschaft erhält Friederike einen Brief, den sie mit großer innerer Bewegung liest, dann giebt sie ihn mir und sagt halbleise: Da, mein Freund, Sie haben begonnen, die Vorsehung hat be-

endet. Der Brief kommt von Zürich und enthält folgende Worte:

„Madame,

„Herr Dauberny, der zu seinem Vergnügen unsere Berge besuchte, hat vor drei „Tagen in einer unsrer Gletscherspalten den „Tod gefnnden. Das Ereigniß traf ihn, so „erzählt man, als er einer jungen Schwei„zerin nachlief, die ihn nicht erhören wollte. „Die bei ihm gefundenen Papiere haben „uns wissen lassen, daß er Ihr Gemahl „gewesen ist."

— Nun, sage ich, Friederikens Hand nehmend, nichts kann uns jetzt mehr trennen!

Ende des dritten und letzten Bandes.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

1.10 —
80 —
20 —
50 —

2.60
2.40

5.—